

hEft

#25 · Juli 2011

••••• für literatur, stadt und alltag



falscher
HASE



www.kinder-und-jugendpreis.de

Kinder- und Jugendpreis Thüringen 2011

der **PARITÄTISCHEN BuntStiftung** und der **Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen** unter der Schirmherrschaft der Ministerpräsidentin des Freistaates Thüringen **Christine Lieberknecht**.



Neugier trifft Erfahrung

ein Preis für generationenübergreifende Projekte



**Finanzgruppe
Hessen-Thüringen**

Preis 10.000 Euro

Für besonders herausragende Angebote und Projekte, die im Rahmen des generationsübergreifenden Ansatzes einen Beitrag zur Gestaltung des demografischen Wandels leisten und mit tollen, einfachen und genialen Ideen etwas bewegen wollen.

Einsendeschluss:

30. Juli 2011

Bildquelle: © S. Rae - Fotolia.com

hEft in die Hand

Offene Redaktion

- » am 3. August
- » um 19:30 Uhr
- » im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

- » immer mittwochs » 17 bis 19 Uhr
- » Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee)

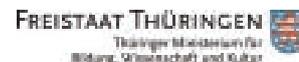


» Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 25 (7. Jg.), Juli 2011 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide » Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, Johannes Smettan, Johanna Schuhmacher » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 17, 28 und 29 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 4. Oktober; Redaktions- und Anzeigenschluß: 24. August.

hEft wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

Autorinnen und Autoren haben ein aufregendes Leben. Aber was so alles passieren kann, während man an einem Text sitzt und schreibt, ist dann doch manchmal überraschend. So weit eine Autorin derzeit für eine längere Zeit im Ausland, in Nordamerika. Zuvor hatte sie in der thüringischen Provinz eine Veranstaltung besucht und versprochen, trotz Jetlag und Eingewöhnungsstreß, den Text kurzfristig fertigzustellen und uns zuzusenden. Wir warteten. Drei Tage vor Drucklegung kam über eine dritte Person die Nachricht, unsere Autorin läge im Krankenhaus und könne deshalb den Text leider nicht fertigstellen. Einige Tage zuvor stellte ein Autor nach tagelanger Funkstille uns die Meldung zu, seine Wohnung stünde wegen Rohrbruchs unter Wasser, an eine Fertigstellung seines Beitrags sei nicht zu denken, da es neben seinem Telefon auch seinen Rechner erwischt habe. Der Verzicht auf beide Texte ist jammerschade – wir hoffen, sie im nächsten hEft nachreichen zu können. Wenn nichts dazwischen kommt ...

Auf unserer Thüringentour verschlug es uns dieses Mal in die Stadt mit den zwei Kornflaschen in der Silhouette und dem Harz in Reichweite: Nordhausen. Eine Stadt, die im zweiten Weltkrieg die Bomben, die eigentlich für Gotha bestimmt waren, abbekommen hatte und fast vollständig zerstört wurde. Was heute in der Stadt im Länderdreieck kulturell passiert, welchen Einfluß die Studierenden haben und warum man vom einen Ende der Stadt bis zum anderen etwa zwei Stunden braucht, kann man ab Seite 19 erfahren.

Die Zeiten sind schlecht, und deshalb möchten wir noch vor dem Papstbesuch in Erfurt an die Barmherzigkeit unserer Leserinnen und Leser appellieren: Das hEft-Förderabo für vier Ausgaben gibt's für lumpige 20 Euro – und alle Informationen dazu auf Seite 41.

Wir wünschen einen schönen Urlaub und eine gute Ernte!

Die Redaktion

stadt & alltag

- 04 zwischen den heften.
- 05 schöne aussicht.
- 06 versuche nicht, kultur zu machen.
- 08 erinnerung ohne zukunft.
- 10 wenn die figuren lebendig werden.
- 12 eine wildkuh will nach oben.
- 13 thüringen universal.
- 14 literaturbüro.
- 15 redaktion empfiehlt.
- 16 vielfalt im licht.
- 17 fünf fragen an: wolfram.
- 18 fragmente aus der abseitsfalle.
- 19 aus der provinz: nordhausen.
- 23 urban art aus thüringen.
- 26 gott sieht alles – außer dallas.
- 28 onkologie der ökonomie.

- 30 fotostrecke.

literatur falscher hase

- 34 my bunnies.
- 35 geheimnisse.
- 37 rosenbusch.
- 40 der schauspieler.
- 43 so weiß wie die nacht.
- 44 vom falschen häschen.
- 45 hase oder erlöser.
- 48 falscher hase.
- 49 der blick aus dem fenster.

- 51 autor/innenverzeichnis.

Anzeigen

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon o 3643/4168-o | Telefax o 3643/4168-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar



zwischen den hEFten:

25.03.: hEFt-relieft »Kalter Hund«, Klanggerüst Erfurt

»Was mit Tieren« und »was zu essen«, und schon kommen die Leute, dachten wir uns, und die Rechnung ging auf. Zu »Kalter Hund« versammelten sich reichlich Stammleser und Neugierige im Klanggerüst. Neben den allseits bekannten und beliebten Vorlesern gab es auch wieder Überraschungsgäste und Gastleser. Wunderbar tragend las Elena Reichhardt ein Gedicht von Lirika Puschkina in Deutsch und Russisch – für manche der Höhepunkt des Abends. Als Kontrast dazu gab Rapper »MC R-Dent« Kostproben seines Könnens. Besonders die Freestyle-Performance dürfte in Erinnerung geblieben sein: Hier wurde mißverständlich dem bis dahin unbekanntem Schirmherrn des Abends »Walter Hund« gehuldigt. Danach sollte es in einer Thüringer Waldsauna heiß hergehen. Franziska Wilhelm baute mit ihrem Text zum 60. Geburtstag des Rennsteigliedes knisternde Spannung auf ... Ruhe im Saal, von draußen aber Flaschengeklimper. Ein sonst eher als stilles Wasser bekannter Gentleman verschaffte sich und der Autorin Gehör mit dem legendären Ausruf: »Ruhe im Puff!«. Ein Ansinnen in allen Ehren, an dessen Formulierung Mann aber durchaus noch hätte feilen können – gerade auf einer Literaturveranstaltung. Das frischgebakene »hEFt« ging dann weg wie kalter Hund. Auch dieser, auch frischgebacken, um den Kreis zu schließen, schmeckte den Gästen hinterher prima. Bleibt zu beteuern, daß an diesem Abend ansonsten kein Tier zu schaden kam.



04.05.: Offene Redaktion, Le Bar Erfurt

»Darf ich Ihnen noch ein Staro bringen?«, fragt uns die sprachlich etwas überambitioniert wirkende Kellnerin zur Offenen Redaktion in der Bar unseres Vertrauens, nachdem wir schon geraume Zeit auf dem Trockenen saßen. Sie sagt »Zsstaro«. »Ja, noch drei Staro«, antworten wir (und sagen »Schhtaro«). – Wer zur Offenen hEFt-Redaktion kommt, darf keine elitären Manieren oder literarische Zirkelei erwarten, denn hier geht's ausschließlich um praktische Dinge: Wer hat das letzte hEFt verrissen, wer hat es gelobt? Wer fährt in welche Thüringer Stadt, um über deren kulturelle Aktivisten zu berichten? Welche Farbe hatte J.R. Ewings Hut in »Dallas«? Was macht Rot-Weiß und wann ist das neue Stadion fertig? Was gibt es darüber hinaus Interessantes zu berichten? Und schließlich: Wer schreibt das alles? Am Ende liegt eine lange Themenliste fürs neue hEFt auf dem Tisch. Ein Teil der Redaktionsgäste hat sich schon auf den Weg gemacht. Wir bestellen noch ein Bier, gehen dann zum Tresen und bitten um die Rechnung. »Ja, sehr gerne«, erwidert die Dame. Über dieses »sehr gerne«, da müßte man mal einen Text schreiben. Das nächste Mal vielleicht.



10.06.: Workshops Textil-Festival 2011, Salinenschule Erfurt

Die Salinenschule ist verwaist: das Haus an die Freie Regenbogenschule vererbtpachtet, die Schlösser von der Stadt trotz laufender Mietverträge ausgebaut, das Gras sprießt zwischen den Steinplatten im Hof – ein Zwischenstand. Perfekte Bedingungen also für die Schreibworkshops im Rahmen des Textil-Festivals der jungen Literatur in Thüringen. Annina Luzi Schmid und Felix Römer teilen sich das erste Workshop-Wochenende: Short Story und Slam Poetry. Gut gelaunt hocken die Slammer im Hof, während es sich die Geschichtenschreiber in einem ehemaligen Klassenzimmer gemütlich gemacht haben. Die Straßenbahn rumpelt nebenan vorbei, zwei Hunde klaffen im Park um die Wette, später hört man sogar ein paar Grillen zirpen. Die Ergebnisse dieser und der anderen Workshops gibt's im Oktober zum Festivalfinale.



schöne aussicht:

Hurra! Welterbestadt Erfurt!

1. August 2012: Nicht weniger als die ganze Welt ist im Ausnahmezustand seit dem 24. September 2011. Die Menschen versuchen, das Unbegreifliche zu begreifen, die Medien überschlagen sich pausenlos und die Kirche steht kurz vor dem absoluten Niedergang.

Besonders in Erfurt ist nichts mehr, wie es einmal war, seitdem der Erdboden auf dem Domplatz aufbrach und Papst Benedikt XVI. spektakulär in ein Flammenmeer stürzen ließ. In der Innenstadt drängen sich auch nachts die Menschen dicht an dicht, der öffentliche Nahverkehr ist lahmgelegt, Militär, Polizei und Rettungskräfte sind hoffnungslos überfordert mit Toten und Verletzten nach Massenpaniken (von Taschendiebstählen,

Sachbeschädigungen und ähnlichen Vorfällen ganz zu schweigen), Absperrungen werden regelmäßig durchbrochen, weil sie dem Druck nicht standhalten. Niemand weiß, wie die Situation wieder in den Griff zu bekommen wäre.

Währenddessen wurde beratschlagt, wie mit dem Domplatz nun weiter zu verfahren sei. Ergebnis der Verhandlungen: der gewaltige Krater soll zugeschüttet und der Domplatz wieder in seinen ursprünglichen Zustand versetzt werden. Nur eine in den Boden eingelassene Steinplatte soll in Zukunft noch an das tragische Geschehen erinnern. Auf diesen Beschluß hin haben die Bauarbeiten vor 3 Wochen begonnen.

Kürzlich hat sich aber die UNESCO eingeschaltet. Nachdem sich Erfurt mit seinem mittelalterlich-jüdischen Erbe seit Jah-

ren Hoffnungen auf einen Titel als Weltkulturerbestadt machte, möchte die UNESCO diesen Titel nun aus anderen Gründen verleihen. Zum einen wird der Krater als unvergleichliches Kultur- und Naturdenkmal deklariert, das es unbedingt zu schützen gelte. Zum anderen sollen die Arbeiten auf der Baustelle zwar eingestellt werden, die Baustelle an sich aber soll erhalten bleiben. Das World Heritage Committee ließ dazu als Begründung verlauten: »Diese Baustelle spiegelt die unvergleichliche Fähigkeit der Deutschen wieder, in aller Eile historisch unbequeme Orte buchstäblich dem Erdboden gleichzumachen und dadurch deren Bedeutung zu untergraben.« Eine offizielle Reaktion aus dem Erfurter Rathaus gab es indes noch nicht. (jw)

Gleich klatscht's!

14. Juni 2012: Den letzten beißen die Hunde. Es kann nur einen geben. Wo ein Körper ist, kann kein anderer sein. Was nicht paßt, wird passend gemacht. Das ist doch eine Rückenmarkslosigkeit Sondershausen! Rum wie num. Der Plumpsack geht um. Keine Arme – keine Kekse. Lange nicht gesehen. Und trotzdem wiedererkannt. Mein lieber Herr Gesangsverein! Wird schon schiefgehen. Da muß irgendwo ein Nest sein. Da fehlen mir 99 Pfennig zur Mark. Eure Probleme möcht' ich mal haben, dann hätte ich nämlich keine. Setz dich mal nackt auf 'ne Kreissäge und sag mir dann, welcher Zahn dich geritzt hat. Wer nachts feiert, kann morgens auch arbeiten. Schluß mit lustig. Ende im Gelände. Stück mal 'n Rück. Hier

hast du 1 Euro. Aber gib nicht alles auf einmal aus. Lieber im Mief erstunken, als in der Kälte erfroren. Das kannst du machen wie Nolte. Ich hab da mal was vorbereitet. Heute Nacht wohl von Kraft geträumt? Im Kraftwerk geschlafen?

Vielleicht mal 'n bißchen schneller als sonntags. Sowas wird heute gar nicht mehr hergestellt. Schlecht hören konnte ich schon immer gut. Ich kann gar nicht besser klagen. Wie wäre es mit Füße waschen. Daß der Dreck nachrutscht. Du bist halt kein kleiner Blödmann. Heute morgen 'nen Clown gefrühstückt? Ein wahres Wort, gelassen ausgesprochen. Kein Arsch in der Hose, aber La Palma pfeifen. Trinken wie die Großen, vertragen wie die Kleinen. Du hier und nicht in Hollywood? Frag nicht nach Sonnenschein. Hätte

es das Kleid auch in deiner Größe gegeben? Grüner wird's nicht. Tacho! Dann wirfst du dir das Ding eben über die Schulter und gehst als Tankwart. Noch so 'n Ding – Augenring. Noch so 'n Spruch – Kieferbruch. Wo kein Schnee liegt, kann gelaufen werden. Gleich klatscht's, aber keinen Beifall! Jeder Gang macht schlank. Wenn Sie reinkommen, können Sie rausgucken. Alter geht vor Schönheit. Über den Berg ist es weiter als zu Fuß. Nach fest kommt ab. Greif mal raus, ob's finster ist. Du siehst wohl die Römer flitzen? Kann man gut finden, muß man aber nicht. Kurzum: So klingt er. So spricht er. Das ist er! Nach dem spektakulären Verschwinden des Heiligen Vaters bei seinem Besuch im vergangenen Jahr in Erfurt huldigen wir dem neuen Propheten: Walter Hund! (ap)

versuche nicht, kultur zu machen.

Marcus Welther war Erfurts erster »Kulturlotse«. Fast ein Jahr vermittelte er zwischen »freier Kulturszene« und Stadtverwaltung. hEFt sprach mit ihm über Erfahrungen, Einsichten und Gründe

Marcus, kannst du am Anfang kurz beschreiben, was deine Aufgabe als »Kulturlotse« war? Ein wesentlicher Teil meiner Aufgabe war, im Bereich der »freien Kulturszene« und der Kultur- und Kreativwirtschaft das Bild von der vermeintlich in sich geschlossenen verknöcherten und selbstgefälligen Verwaltung etwas aufzubrechen und zu signalisieren, daß es einen politischen Willen dafür gibt, daß sich die Akteure der Stadt in deren Gestaltung einbringen, sich selbst entfalten und ihre Kulturlandschaft bereichern.

Das klingt jetzt ein bißchen abstrakt. Was bedeutet das denn konkret? Erfurt wird nicht (mehr nur) von Menschen »geführt«, die der Meinung sind, zu wissen, was für den Bürger gut und richtig ist. Ziel ist, daß sich die Menschen mit ihrer Stadt identifizieren und sich für sie verantwortlich fühlen. Dies kann man nur erreichen, indem man Ideen und Anliegen ernst nimmt und sich darauf konzentriert, dem Einzelnen das Handeln zu erleichtern. Das Handeln von Politik und Verwaltung muß berechenbar, transparent und greifbar sein. Einflußmöglichkeiten müssen sichtbar sein, wenn man Potentiale halten oder gar aktivieren möchte. Hier geht es in der Verwaltung oft einfach nur um einen Perspektivwechsel, weg vom problemorientierten Verhalten, hin zur lösungsorientierten Beratung.

Wo siehst du »die Verwaltung« da, nach diesem Jahr, auf ihrem Weg hin zur lösungsorientierten Beratung? Ich denke, daß das ein längerer Prozeß ist. Hier kann man leider nicht einfach ein verpflichtendes Seminar unter dem Motto »kulturfreundliche Stadtverwaltung« organisieren. Der Einzelne muß am positiven Beispiel erleben, daß es kein oder zumindest nicht nur Risiko bedeutet, wenn er Verantwortung für etwas übernimmt, indem er es durch konstruktives Mitdenken unterstützt, statt sich auf Vorschriften zurückzuziehen. Hier ist die Aufgabe der Kulturdirektion und speziell der gegenständlichen »Anlaufstelle«, einen Teil der Verantwortung abzupuffern, indem sie signalisiert, daß Unterstützung im Sinne der Struktur bzw. der übergeordneten Instanz ist. Das klingt ein wenig schräg, aber ich bin der Meinung, daß dieser Faktor nicht zu unterschätzen ist. Im Ergebnis werden Handlungsabläufe, Verhaltensweisen und Reaktionsmuster gelernt, die sich dann im Idealfall selbst verstärken.

Kannst du ein Beispiel nennen? Ganz konkret, wo du helfen bzw. vermitteln konntest, zwischen Verwaltung und »freier Szene«? Ein schönes Beispiel ist für mich ein »Literaturprojekt« in der Magdeburger Allee. Ein Student wollte ein Werk auf A4-Blättern ausgedruckt auf den Gehweg plakatieren und kam mit dieser Idee zu mir, weil er nicht wußte wohin er sich sonst hätte wenden sollen. Ich wußte es auch nicht. (lacht) Aber ich hörte mir an, was er vorhatte, fragte nach, versuchte zu verstehen, was er wollte. Anschließend telefonierte ich mit verschiedenen Bereichen der Verwaltung. Sondernutzung (Bürgeramt), Straßenverkehrsamt, Bauamt usw. Natürlich war absehbar, daß es problematisch werden würde, mit Kleister auf den Gehweg zu plakatieren. So war es dann auch. Eigentlich hätte eine Sondernutzungsbehörde entrichtet werden müssen, da öffentlicher Raum in Anspruch genommen wird, und das Straßenverkehrsamt mahnte Sicherheitsbedenken an, da man ausrutschen könnte, wenn das Papier naß würde. Und ich zweifelte daran, daß es ihm wirklich gelingen würde, das Papier am Ende der dreitägigen Aktion rückstandslos zu entfernen, wie er es versprach. Ich schlug ihm vor, das Ganze mit Schablone und Sprühkreide zu machen. Geht von alleine weg und eliminiert das »Sicherheitsrisiko«. Außerdem versuchte ich, die Instanzen von der Idee zu überzeugen, und formulierte aus Sicht der Kulturdirektion die inhaltliche Unbedenklichkeit. Naja, es hat funktioniert und war gut. Ich befürchte daß er ohne diese Unterstützung resigniert hätte, hoffe, das er durch diese motiviert ist, wieder aktiv zu werden, und hoffe ebenso, daß es ein positives Beispiel der Art ist, welches den eben erwähnten Prozeß in der Verwaltung unterstützt.

Welche Schwierigkeiten gab es? Schwierigkeiten gibt es immer dann, wenn jemand das Gefühl hat, daß sein Handeln grundsätzlich in Frage gestellt wird. Ich habe versucht, so etwas zu vermeiden und, statt Forderungen, Anstöße für eigene Entscheidungen zu geben. Außerdem gibt es natürlich Menschen, die alle negativen Klischees erfüllen, die man so kennt. Das kann einen wahnsinnig machen. Das Gute ist, daß diese in der absoluten Minderheit sind. Das ärgerliche ist aber, daß sie fest sitzen und leider noch immer nicht mit Konsequenzen rechnen müssen. Was soll ich sagen. Schwierig-

rigkeiten gibt es immer. Neben den Schwierigkeiten mit Verwaltung gibt es natürlich auch die mit der anderen Seite. Mangelnde Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit, Dinge wurden angeschoben, in die ich investierte und gute Bedingungen schuf, die dann aber einfach im Sande verliefen. Oder überhöhte Erwartungshaltungen, wie zum Beispiel die Hoffnung, ich könnte Bußgelder für offensichtliche oder fahrlässig begangene Ordnungswidrigkeiten aufheben. Aber das gehört alles dazu und ist nichts, was zur Resignation führen sollte.

Wieso hast du nun aufgehört? Ich war überzeugt von der Idee, einen »Kulturlotsen« zu schaffen, und habe gehofft, daß die Idee sich durchsetzt, überzeugt und weitergeführt wird. Das ist geschehen und das macht mich froh. Gleichzeitig habe ich jedoch erkannt, daß ich einerseits Probleme damit habe, meinem eigenen Anspruch gerecht zu werden. Ich hatte zu viele Interessen. Die Entwicklung des Umgangs (auf kommunaler und Landesebene) mit der Kultur- und Kreativwirtschaft, Themen der Stadtplanung, der eigentliche Bereich der »freien Kulturszene« usw. Ich wollte mich gern in jeden Prozeß einbringen, der mir relevant erschien. Stadtratsitzungen hier, Podiumsdiskussion dort, Veranstaltung, Treffen mit Akteuren zur Diskussion von Ideen und Vorhaben. Daneben noch ein wenig Arbeit in meiner Selbständigkeit. Ach ja, und dann gibt es ja auch noch die Menschen, mit denen man sich auch ohne sachlichen Hintergrund treffen möchte. Das alles war zu viel und paßte nicht unter einen Hut. Die Konsequenz war aber nicht die Konzentration auf bestimmte Bereiche, sondern die Erkenntnis, daß es genau der richtige Moment ist, einen Schnitt zu machen und ein Vorhaben anzugehen, das mich schon lange beschäftigt. Ich freue mich darüber, daß ich das Gefühl habe, dazu beigetragen zu haben, daß die Idee fortgeführt wird, und gebe gern ab.

Gibt es etwas, was du deinem/deiner Nachfolger/in mit auf den Weg geben möchtest? Die Situation ist besser als je zuvor, abgesehen vielleicht von den finanziell goldenen Zeiten in den 1990ern. Es gibt mit Tobias Knoblich einen Kulturdirektor, der für »gute Dinge« zu begeistern ist, ein offenes Ohr hat und die zu Anfang beschriebenen Ziele mitträgt, und mit Tamara Thierbach eine Bürgermeisterin und Kulturdezernentin, die aus Überzeugung handelt, unglaubliche Energie entwickeln kann und sich von guten Argumen-



ten begeistern läßt. Außerdem wird die Kulturdirektion gerade umstrukturiert und man hat die Gelegenheit, darauf Einfluß zu nehmen. Und nun zur eigentlichen Frage: Versuche nicht, selbst Kultur zu machen, sonst bist du schnell das, was wir alle nicht mehr wollen, nämlich eine Instanz, die denkt, daß sie weiß, was für die anderen gut ist. Versuche zu unterstützen, Akteure oder potentielle Akteure zu erreichen und zu motivieren, Ressourcen zu entdecken und freizulegen, auch mal Impulse zu setzen. Aber paß auf, daß du dich nicht selbst überforderst. Die Zeit ist gut, das Team (in der Kulturdirektion) sympathisch, auch wenn es gerade etwas kleiner wird und in Zukunft dann hoffentlich noch offener, wenn es wieder größer wird.

Marcus, vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Alexander Platz



erinnerung ohne zukunft.

Ein Geschichtsort, wie er in Erfurt auf dem ehemaligen Topf&Söhne-Gelände entstanden ist, ist gut und wichtig. Allein mit der Erinnerung an vergangenes Unrecht ist die Arbeit allerdings noch nicht abgeschlossen

Der im Besetzten Haus Erfurt hergestellte Zusammenhang zwischen Geschichtspolitik und heutiger Gesellschaftskritik sowie kulturellen und politischen Alternativen der Gegenwart kann und will der Erinnerungsort Topf&Söhne nicht herstellen. Deshalb fehlt dort sehr viel, was vorher die historisch Interessierten gezwungen hat, sich in der Gegenwart politisch zu positionieren, ebenso wie es die politische und alternative Szene dazu gezwungen hat, sich mit der Shoa zu befassen. Schon mit dem Namen »Erinnerungsort« umgibt sich der Ort mit einem zwar gruseligen, aber auch heimeligen Flair, denn hier kann es nur um definitiv Vergangenes gehen, an das sich heute erinnert wird – kritische Auseinandersetzung im Hier und Jetzt nicht mit inbegriffen!

Auf dem besetzten Teil des Geländes war die Geschichtsarbeit für die Besetzer_innen nicht das alleinige Hauptthema, sondern es wurde sich immer auch mit Themen wie aktueller Kapitalismuskritik, Kritik an heutigen Formen des Antisemitismus, Sexismus, Rassismus, etc. auseinandergesetzt. Das führte und führt immer wieder zu dem Argument: Das Besetzte Haus hätte das Thema Topf&Söhne (nur) ausgenutzt!

Wie schon beschrieben, waren Synergieeffekte durch das Zusammenbringen mehrerer Themen durchaus gewollt. Wenn mensch aber aufrechnen will, steht da nicht eher die Frage im Raum, ob vielleicht der Förderkreis für einen Geschichtsort auf dem Topf&Söhne-Gelände bei der Umsetzung seines Vorhabens viel mehr vom Vorhandensein und von der Politik des Besetzten Hauses profitiert hat als anders herum? Das Thema Topf&Söhne wurde tatsächlich bei der Besetzung immer mit erwähnt (»Besetztes Haus auf dem ehemaligen T&S-Gelände«; »Besetzer_innen eines Teils des ehemaligen Topf&Söhne-Geländes«) und bei allen wichtigen Events auf dem besetzten Gelände spielte das Thema eine Rolle (ob durch Führungen, Ausstellungen oder Infoveranstaltungen, etc.). Dadurch wurde es extrem bekannt. Andersherum passierte das weitaus seltener.

Die Besetzer_innen unterstützten ganz offiziell und zu allen Zeiten der Besetzung den Förderkreis bei seiner Forderung nach einem Geschichtsort auf dem historischen Gelände und beteiligten sich viele Jahre an den Treffen des Förderkreises. Anders herum passierte das, wenn überhaupt, nur sehr selten und nur,

solange es dem Förderkreis bei seinem Vorankommen in den Kram paßte. Als das nicht mehr der Fall war, gab es eine offizielle Distanzierung vom Besetzten-Haus-Projekt durch einen offenen Brief, in dem die Besetzer_innen aufgefordert wurden, daß Gelände sofort freiwillig zu verlassen, und ihnen vorgeworfen wurde, ansonsten den Geschichtsort zu gefährden.

Der Förderkreis hat zwölf Jahre lang einen Geschichtsort auf dem historischen Gelände gefordert, bis dieser endlich verwirklicht wurde, und das Besetzte-Haus-Projekt war ganz sicher nicht der einzige, aber ein wichtiger Faktor, der die Geschichte des Geländes und die Forderung nach einem solchen Geschichtsort in die Öffentlichkeit getragen hat. Die Unterstellung der Ausnutzung des Themas gehört also vielleicht nur zu einer der vielen Distanzierungsversuche der sich ehemals selbst »Unterstützer_innen« nennenden Förderkreisprominenz.

Diese Distanzierung und die im letzten hEft beschriebene Abgrenzung und Verdrängung von der politischen Arbeit des Besetzten-Haus-Projektes aus der Öffentlichkeit paßt zu einem offiziellen politischen Identitätsdiskurs in Deutschland, der für die heutige BRD keine negativen Schlüsse mehr aus Auschwitz ziehen will – Beschäftigung mit dem NS und der Shoa darf nur noch als »Aufarbeitung« des und »Erinnerung« an vergangenes Unrecht daherkommen. Eine Verbindung zu heutigem Antisemitismus, Rassismus, Arbeitswahn und Autoritätshörigkeit wird in diesem Diskurs nicht zugelassen bzw. ausgeblendet. Obskurerweise wird nun sogar der Bezug auf die Shoa als besonderes Gütezeichen der BRD betrachtet, das sie anderen Nationen moralisch überlegen mache. »Nicht trotz, sondern wegen Auschwitz« sieht sich das nationale Zwangskollektiv Deutschland anderen Nationen überlegen. Das größte Verbrechen der Menschheitsgeschichte wird diskursiv zur Grundlegung einer höheren Moral gewendet. »Seht her, wir haben so viel aufgearbeitet«, – so wird begründet, warum man an Schuld und Verantwortung nicht mehr erinnert werden will. Zu diesem Diskurs gehört z.B. ganz prägend die Rede von Martin Walser 1998, in der er sich gegen eine angebliche »Instrumentalisierung unserer Schande« wendet, sich gegen eine negative deutsche Identität aussprach und forderte, daß mit Auschwitz kein »moralischer Druck«

mehr auf »die Deutschen« heute ausgeübt werden dürfe. Ein Jahr später, 1999, folgt prompt der Kriegseinsatz im Kosovo, bei dem die BRD erstmalig seit 1945 in den Krieg zog, um – so der damalige Außenminister Fischer von den GRÜNEN – ein zweites Auschwitz zu verhindern. Noch fünf Jahre vorher hätte niemand zu behaupten gewagt, daß gerade die BRD besonders geeignet sei, irgendwo anders militärisch für Ordnung zu sorgen. Nach der Auflösung der DDR hat es also gerade einmal 10 Jahre gedauert, bis Deutschland sich wieder als positive, kriegführende Nation verstanden hat, die es geschafft hat, ihre haarsträubende Vergangenheit für sich und ihre Machtbestrebungen positiv umzudeuten.

Der Erinnerungsort Topf&Söhne paßt deshalb so gut in diesen Diskurs, weil er nur dokumentiert, wieviel die Deutschen aus der Geschichte gelernt haben, und auf eine kritische Sicht auf heutige gesellschaftliche Verhältnisse verzichtet.

Dazu kommt, daß nach der sog. »Wende« meist noch jedes Mal, wenn vom NS die Rede ist, eine Verbindung zur DDR bzw. den Ostblockstaaten und den Verbrechen dort gezogen wird. Damit werden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Zum einen die Relativierung der deutschen Verbrechen im Nationalsozialismus und zum anderen die Diskreditierung jeglicher linksradikaler Gesellschaftskritik heute als tendenziell autoritär und verbrecherisch.

Dies läßt sich auch bei der Geschichtsarbeit zu Topf&Söhne gut sehen, wo im Laufe der Zeit immer mehr Bedeutung erlangte, daß der kommunistische Monteur, der in Auschwitz arbeitete, zu DDR-Zeiten bei der Erfurter Polizei angestellt war. Dazu paßt auch – wieder in der »großen Politik« – das momentane Aufleben der Extremismuskritik, bei der linke und rechte Gruppen/Milieus gleichgesetzt werden. Auch hier wird linke, emanzipatorische Kritik durch Kriminalisierung mundtot gemacht.

So etwa führte das z.B. im April 2011 zu vielfachen Hausdurchsuchungen nach dem Naziaufmarsch im Februar 2011 in Dresden – nicht bei den Rechten, sondern bei linken, antifaschistischen Gruppen und Personen, denen gar die Bildung einer kriminellen Vereinigung vorgeworfen wird.

Obwohl der Extremismuskritik mit seinem verzerrten Rückgriff auf die Totalitarismustheorie erst 2010 wieder so richtig in Mode kam, wirkt es wie ein Vorspiel auf diese Debatte, daß im April 2009 ein quasi militärischer Räumungseinsatz auf dem ehemaligen Topf&Söhne-Gelände ohne Aufschrei in der Bevölkerung und begleitet durch eine massive Hetze in Politik und Medien durchgesetzt wurde. Auch hier fand eine

massive Kriminalisierung statt, indem z.B. Küchenmesser und Äxte als Waffen, sowie gefüllte Flaschen als Molotow-Cocktails präsentiert wurden. Diese Kriminalisierung war u.a. auch bei der Landtagsdebatte nach der Räumung extrem zu spüren, wo CDU- und SPD-Abgeordnete keinerlei Sympathie mit den Hausbesetzer_innen oder Kritik am Polizeieinsatz duldeten, und, wenn es zu solcher kam, sofort Vorwürfe von Stasispitzlei und Verfassungsfeindlichkeit herauskramten. So betonten die CDU-Abgeordneten Fiedler und Panse ganz direkt, daß sie keinen Unterschied zwischen »Linksextremen« und »Rechtsextremen« machen würden. Der Abgeordnete Gänsel von der SPD sprach von »Verbrechern« und »gewaltbereiten Jugendlichen«, die das Besetzte-Haus-Projekt gegen Ende übernommen hätten. Angebliche sowie tatsächliche Waffenfunde, sowie auf Polizist_innen geworfene Gegenstände wurden von Herrn Fiedler (CDU) als Mordanschläge gewertet, alle Fragen zum Polizeieinsatz wurden von ihm und Herrn Panse außerdem als Sympathie mit linksextremen Gewaltverbrecher_innen ausgelegt. Der Abgeordnete Fiedler beschimpfte einen Abgeordneten der Linken in diesem Zusammenhang als »Stasispitzel«.

Dies alles findet in einer Gesellschaft statt, die keineswegs die menschenverachtenden Verhältnisse abgelegt hat, die in der nationalsozialistischen Gesellschaft augenfällig waren. Eine Gesellschaft, in der es Normalität ist, daß immer wieder Angriffe von Nazis auf Migrant_innen bagatellisiert und verschwiegen werden, daß der Tod eines Flüchtlings in einer Polizeizelle in Dessau auch nach Jahren nicht aufgeklärt wird und der Mord an einem Linken in Erfurt für den rechten Täter nur eine Bewährungsstrafe zur Folge hat.

In dieser Gesellschaft ist Arbeitszwang seit Hartz IV ein fester Bestandteil sogenannter »Sozialpolitik«, es sind nur Migrant_innen willkommen, die für die Wirtschaft »wertvoll« sind, es gibt rassistische Sondergesetze für Flüchtlinge, wie z.B. die Residenzpflicht, und es wird Geld dafür zur Verfügung gestellt, daß an den EU-Außengrenzen arme Flüchtlinge daran gehindert werden, die EU-Staaten zu erreichen, was ihren Tod mit einschließt.

Es ist in der heutigen Gesellschaft mittlerweile vielen klar, daß ein Geschichtsort wie in Erfurt, der sich mit der Mittäterschaft bei der Shoa auseinandersetzt, gut und wichtig ist, aber ebenso klar sollte sein, daß das nicht genug ist, und eine radikale – das heißt, an die Wurzel gehende – Gesellschaftskritik sowie der Aufbau von Alternativen ebenso wichtig und dringlich sind!

M. Müller



wenn die figuren lebendig werden.

Es ist ein ganz besonderer Geruch, dort auf der Krämerbrücke hinter dem Schaufenster mit dem mechanischen Theater, dem »Theatrum mundi«. Ein Geruch aus frischem und altem Holz, den es in einer Stadt aus Abgasen und klinisch sauberen Einkaufstempeln eigentlich nicht mehr gibt. Inmitten von halbfertigen Holzpuppen und Skizzen, zwischen Schnitzmessern, Hohl- und Stechbeitel sitzt Martin Gobsch, 32, und schnitzt Figuren für die Puppentheater dieser Welt

Herr Gobsch, warum sind Sie Puppenbauer geworden? Ich bin im Theater groß geworden. Meine Mutter hat mich mit acht Jahren in eine Theatergruppe gebracht. Das war damals der Vorläufer der Schotte die – noch zu Ostzeiten – auf dem Petersberg eine freie Theatergruppe hatten. Das war eigentlich nur eine Freizeitbeschäftigung, aber da hat's bei mir ganz schön gezündet und so hab ich dort meine ganze Jugend verbracht bis hin zum Zivildienst. Und dadurch bin ich sehr geprägt vom Theater.

Nun ist es ja ein Unterschied, ob man Theater spielt oder die Figuren bzw. das Bühnenbild fürs Theater macht. Warum sind Sie hinter die Bühne gegangen? Ja, ich hab das irgendwann gemerkt, das ich mich auf der Bühne nicht wirklich wohl und zu Hause fühle, und dazu kommt noch meine Leidenschaft für Holz, die ich auch schon sehr lange habe. Und deswegen habe ich nach Abi und Zivildienst erstmal eine Tischlerlehre gemacht. Dabei war ich jedoch ziemlich unglücklich, jedenfalls in der Ausbildung, in der Werkstatt. Ich hab da zwar viel gelernt, aber die Art und Weise, wie dort heute gearbeitet wird, ist nicht mein Ding. Und ich hab dann lange nach einer Verbindung aus Theater und Holz gesucht, und da landet man ziemlich schnell beim Puppentheater.

Und kann man davon leben? Man? Weiß ich nicht. Aber ich kann ganz gut davon leben. Ich hab viel zu tun und viele Aufträge.

Wie stehen Sie im Austausch mit der kreativen Leitung eines neuen Stücks und welchen Einfluß haben Regisseure auf Ihre Arbeit? Das ist jedes Mal ganz verschieden. Das kommt sehr auf das Theater und den Regisseur an und auch, was es für ein Stoff ist und wie viele Spieler man zur Verfügung hat. Meistens wird mir ein Stück angetragen, zu dem ich den Text bekomme und den ich mir dann erstmal intensiv zu Gemüte führe. Dann überlege ich: Wie kann man das umsetzen? Was für eine Puppenart wird benötigt? Das hat dann direkt Auswirkungen auf die Bühne.

Braucht man eine Spielleiste, eine Marionettenbrücke oder braucht man nur einen Spieltisch. Je nachdem, ob es eine offene oder verdeckte Spielweise ist. Also ob man den Puppenspieler sieht oder nicht. Und dann ist man natürlich ganz intensiv mit dem Regisseur im Austausch. Man unterhält sich über die Entwürfe und arbeitet sich daran so lange ab, bis beide denken, das ist der richtige Weg. Und dann fängt man irgendwann an zu bauen.

Woher nehmen Sie die Ideen für ihre Puppen? Woher die Gesichter? Die entstammen nicht direkt realen Vorbildern. Ich schau natürlich sehr gerne und intensiv Menschen an, vorrangig ins Gesicht. Da hat sich natürlich über die Jahre ein Formenfundus angehäuft, den ich nach belieben mischen kann. Ich hab in der Regel meist nur ein vages Bild, was der Charakter irgendwie rüberbringen soll, was der für eine Ausstrahlung haben soll, und dann zeichne ich erstmal ziemlich lange, bis ich zufrieden bin mit einem ordentlichen Entwurf, und das Schnitzen geht dann so leicht von der Hand, daß da auch nicht mehr viel schief gehen kann.

Wenn Sie Ihre Figuren, Ihre Puppen auf der Bühne sehen, ist es dann nur das Stück Holz, das Sie in wochenlanger Arbeit bearbeitet haben, oder spüren sie dann trotzdem noch die Faszination des Theaters? Ich hab da schon diesen fachidiotischen Blick, gar keine Frage. Aber der Zauber, die Faszination, dieses magische Moment, wenn die Figuren anfangen, lebendig zu werden, deswegen mach ich das überhaupt. Den hab ich auf jeden Fall. Deswegen bin ich auch eigentlich kein Spieler. Den Genuß zu haben, im Zuschauerraum zu sitzen und die Figuren, die ich gestaltet habe, auf der Bühne lebendig zu erleben, das ist so beeindruckend. Wenn es den Spielern gelingt, dann entsteht da etwas ganz Großes.

Vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Johannes Smettan



eine wildkuh will nach oben.

Beliebte-vornamen.de zufolge war »Lea« der viertbeliebteste Vorname für ein Mädchen in Deutschland im Jahr 2010. Ein durch und durch unbefriedigendes Ergebnis. Nun sind die E-Burg, die Literarische Gesellschaft Thüringen, der Fachschaftsrat Literaturwissenschaft der Universität Erfurt, der Erfurter Autorenverband (EfA) und das hEft angetreten, dies nachhaltig zu verändern. Lea gehört an die Spitze! Um ihrer Überzeugung Chuzpe zu verleihen, schreiben sie diesen Namen ab sofort nur noch in Majuskeln: LEA

Ein weiterführender Link auf der eben schon zitierten Internetseite gibt Aufschluß über die Bedeutung dieses Namens: entweder heißt er »Wildkuh« oder aber »die sich Mühe gibt«. Das erscheint nur logisch. Die Kuh und das Muh gehören ja sowieso untrennbar zusammen und da LEA nun schon zum zweiten Mal stattfindet, darf man an dieser Stelle wohl getrost in der Mehrzahl, also von »Mühen« sprechen. Uuuh. Schnell weg aus der kalauerverseuchten Zone und übergeleitet zum eigentlichen Bericht:

Die Premiere von LEA (Lesebühne Erfurter Autoren) im April konnte man durchaus als Erfolg bezeichnen: Volles Haus, volle Bühne, ausgezeichnete Live-Pausenmusik – insgesamt eine sehr schöne Atmosphäre und Feedback in Form von Lob und einiger »Ja, wenn das hier so entspannt abläuft, dann bin ich beim nächsten Mal auch mit von der Partie«-Äußerungen. So etwas freut natürlich, denn genau dafür ist LEA gedacht: Wer eigene Texte hat, kann auf die Bühne und lesen. Ohne irgendeinen albernem Wettbewerb, wo es am Ende »Gewinner« und »Verlierer« geben muß. Ohne Honorar, aber auch ohne Teilnahmegebühr, einfach aus Spaß an der Freude. Das ist kein allzu neues Konzept, aber eines, das immer wieder einen gewissen Reiz verspricht. Für das Publikum den Reiz des Unbekannten, des Unerwarteten – von grottenschlecht bis brilliant kann alles dabei sein, man weiß es vorher nicht, nur eines kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit erwarten: Abwechslungsreichtum. Für die Autoren liegt der Reiz sicherlich darin, sich unverbindlich einem Publikum präsentieren zu können, sich ausprobieren und dabei auch scheitern zu können und zu dürfen. Genau darum geht es ja eigentlich auf so kleinen Lesebühnen wie LEA – daß Leute mit sich und ihren Texten experimentieren, daß sie Fehler machen, daß sie dabei ihre Stärken und Schwächen erkennen, daß sie dazulernen und weiter an sich und ihren Texten feilen. Übung macht den Meister und auch so etwas wie Bühnenpräsenz und Vorlesen will geübt werden.

Wie gesagt, bei der ersten LEA-Lesung im April hat das schon ganz gut funktioniert. Am 18. Mai fand nun

die zweite Veranstaltung statt. Wieder im Café DuckDich in der E-Burg, tatsächlich an genau dem richtigen Ort für eine solche Lesung. Diesmal mit anderer, aber ebenso ausgezeichneter Live-Musik in den Pausen. Auch auf der Bühne haben sich neue Gesichter eingefunden und in der Tat sind einige darunter, die im April angekündigt haben, beim nächsten Mal dabei zu sein. Schön, daß das tatsächlich so funktioniert.

Es werden drei Blöcke gelesen. Lyrik, Kurzgeschichten, Betroffenheitsprosa, Romanauszüge, Mitmachtexte – all dies und noch mehr gibt es an diesem Abend zu hören. Subjektiv gesehen senkt sich das Niveau dabei niemals tiefer herab, als bis aufs Mittelmaß oder auf Deutsch: grottenschlechte Texte sind an diesem Abend nicht dabei. Da ist aber vermutlich auch niemand traurig drüber. Obwohl sich die ganze Sache zeitlich doch ganz schön hinzieht, vor allem im zweiten Block, bleiben die meisten Leute bis zum Schluß da. Als verkündet wird, wann LEA das nächste Mal stattfindet, kann man beobachten, wie man sich im Publikum aufmunternd zunickt, frei nach dem Motto: »Na, da sind wir dann wohl auch wieder am Start.« Schön, daß auch das zu funktionieren scheint.

Wenn diese Ausgabe des hEfts veröffentlicht wird, hat die dritte LEA-Lesung leider schon stattgefunden, weswegen wir sie jetzt hier nicht mehr anpreisen können. Aber, so viel sei gesagt, LEA geht nach den ersten drei Lesungen in eine Sommerpause und soll im Herbst mit drei neuen Veranstaltungsterminen zurückkehren. Man halte also bis dahin Augen, Ohren und Herzen offen. Was sich bis jetzt sagen läßt, ist: LEA hatte wirklich einen guten Start. Es wäre schön, wenn diese Veranstaltungsreihe in dieser Form im Kulturbetrieb von Erfurt einen festen Platz bekäme, damit sich in Zukunft noch mehr Menschen die Mühe der Wildkuh geben können.

John Weide

» Termine: 26.10. // 23.11. // 21.12.2011

thüringen universal.

Eine wissenschaftliche Abschlusarbeit bei einem Verlag zu veröffentlichen, ohne einen mehr oder minder hohen Zuschuß dafür zu bezahlen, ist für Hochschulabsolventen ein großer Glücksfall. Seit einigen Monaten gibt es mit dem Erfurter Eobanus-Verlag eine Anlaufstelle, die diesem Glück mit viel Enthusiasmus und Geschick unter die Arme greifen will. »Dabei ist für uns ein doppelter Thüringenbezug wichtig«, sagt Ralf-Dieter May, Geschäftsführer des Verlags. »Zum einen setzen sich unsere Veröffentlichungen mit regionalen Themen aus den Bereichen Kultur, Geschichte und Wissen auseinander, und zum anderen wurden sie im Idealfall an einer der Thüringer Hochschulen bearbeitet.« Der Verlag entstand im Umfeld der Erfurter Engelsburg und sein Name ist daher nicht zufällig nach dem herausragenden Vertreter des dort am Beginn des 16. Jahrhunderts aktiv gewesenen Humanistenkreises gewählt, dem »Poetenkönig« Eobanus Hessus. Gerade ist die zweite Veröffentlichung des Verlags erschienen. Die Erfurterin Ulrike Nonn untersucht darin die unterschiedlichen ideologiebehafteten Ansätze in der päd-

agogischen Arbeit der Gedenkstätte Buchenwald während der DDR-Zeit und heute.

Ein zweites, sehr ambitioniertes Projekt des Verlages beschäftigt sich mit der Geschichte und Gegenwart Thüringer Ortschaften. Eine Internet-Enzyklopädie, in der alle 2.650 Städte und Dörfer des Landes vorgestellt werden. »Über viele Thüringer Ortschaften gibt es kein aufbereitetes Wissen. Aber fast jeder Ort hat Chronisten, die eine Menge historisches Wissen in der Schublade haben, das keiner kennt«, ist sich May sicher. Über das Internetportal »Thüringen-Universal« werden diese Informationen nun zugänglich gemacht. Und das Beste daran: Alle können mitschreiben – ob Heimatforscher oder Hochschulprofessor. Im Juli soll nach monatelanger Recherche nun die Webseite in einer ersten Ausbaustufe online gehen. Und im nächsten hEft werden auch wir uns der Sache näher widmen. (tp)

» www.eobanus.de

» www.thueringen-universal.de



preisepreisepreisepreise.

Uuiui, da wird einem aber schwindelig. Bevor es Preise für begabte Autoren hageln kann, hagelt es erstmal Preisausschreibungen. hEft epigiert / epigoniert / epigonisiert / epigonalisiert also in dieser Ausgabe mal fix die Uschtrin und preist dementsprechend gleich drei besonders interessant geformte Hagelkörner dieses kürzlich herniedergegangenen Schauers an.

Hagelkorn Nummer 1: Der »Thüringer Buchlöwe 2011« ... richtet sich an die ganz jungen Löschpapierdurchnässer von 0 bis 14 Jahren. Unter dem Motto »Einen Tag GANZ ANDERS sein« ruft die Literarische Gesellschaft Thüringen den Nachwuchs bis zum 31. Juli dazu auf, mal ordentlich die Phantasie anzukurbeln und sich vorzustellen, wie es wohl wäre, mal für einen Tag Thomas Anders, gefangen im Körper einer Ganz Gans zu sein oder in einem anderen Land zu leben oder in einer anderen Familie oder oder oder. Hauptsache anders. Weitere Infos: <http://www.literarische-gesellschaft-thueringen.de>

Hagelkorn Nummer 2: Der »Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2011« ... macht nahtlos da weiter, wo der Thüringer Buchlöwe aufgehört hat, zumindest,

was die Altersgrenze betrifft. Tastaturzerhacker ab 15 Jahren dürfen sich hier beteiligen, Obergrenze sind 35 Jahre, denn auch der Eobanus-Hessus-Wettbewerb ist ein Nachwuchswettbewerb und möchte vornehmlich junge Autoren auszeichnen. Thematische Vorgaben gibt es keine. Geködert wird mit Finanzspritzen bis zu 400 Euro. Einsendeschluß ist der 11. September 2011. Weitere Infos: <http://hessus.eburg.de>

Hagelkorn Nummer 3: Der »Literaturwettbewerb für Literaturfreunde in der zweiten Lebenshälfte« (LLL) ... macht nahtlos da weiter, wo der Hessus-Wettbewerb aufgehört hat, zumindest, was die Altersgrenze betrifft. Der LLL (ausgeschrieben von der Stadtbücherei Suhl) richtet sich an Bleistiftvernichter im Seniorenalter, also kann man schon sagen, ab 35 Jahren ... naja ... vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls soll es thematisch um »Entfaltungsmöglichkeiten« gehen. Bis zum 31. Juli sind Lyrik oder Prosa erwünscht und werden bei Wohlgefallen mit Geld- und Sachpreisen bedacht. Weitere Infos: <http://www.provinzschrei.de/cms/wettbewerb.html>

Viel Erfolg!

abenteuer schreiben.

»Selbsterfahrung« ist das Stichwort. Schreiben, um sich selbst und seinen Gedanken und Gefühlen auf die Spur zu kommen. Schreiben, um in und zwischen den Zeilen dann plötzlich doch das herauszulesen, von dem man dachte, man würde es niemals formulieren können. Schreiben, um in und zwischen den Zeilen das zu entdecken, von dem man nicht mal gedacht hätte, daß es in einem steckt. Wie gesagt: »Selbsterfahrung« ist das Stichwort.

Das leisten Grit Ronneburg (Psychotherapeutin) und Isabel Richter (Poesietherapeutin) in Jena. Sie konzipieren und leiten Schreibkurse unter dem Motto »Abenteuer Schreiben«, in denen sie Interessierte dazu anleiten, ihrem Innersten, ihrem Unbewußten und ihrem Unterbewußtsein nachzugehen und es mit dem Stift zu Tage zu befördern. Seit Mai 2011 kann man einmal im Monat für einen Tag die Möglichkeit nutzen, anhand bewährter Techniken in Einzel- oder Gruppenarbeit die Feder flitzen zu lassen, sein Geschriebenes

vorzutragen und mit anderen darüber zu diskutieren. Das soll angeblich nicht nur die Seele entlasten, sondern auch den Körper, indem er damit, bei allem Spaß, den das Schreiben machen kann, auch negative Gedanken und Emotionen verarbeitet und somit wieder für etwas mehr Ruhe und Ordnung im Organismus sorgt. Im günstigsten Fall bleibt es also nicht bei der Selbsterfahrung – Selbstheilung kommt auch noch dazu.

So eine Schreibwerkstatt kostet 120 Euro und dauert ungefähr acht Stunden. Veranstaltungsort ist das Ricarda-Huch-Haus in Jena. Weitere Informationen über die Seminarleiterinnen, die Intention hinter den Schreibwerkstätten sowie genauere Angaben zur Anmeldung findet man im Internet unter der unten angegebenen Adresse. Dort kann man sich auch informieren, wann die nächsten Kurse stattfinden.

» Infos: www.abenteuer-schreiben.com/index.html

junge literatur & lesebühnen.

25.06. 10 Uhr, Literarische Exkursion auf den Spuren Reinhard Lettaus in Erfurt, Treffpunkt Domplatz Erfurt (vor dem Erthal-Obelisk).

25.06. 18 Uhr, Nancy Hüniger liest aus »Deshalb die Vögel« mit musikalischer Begleitung durch Oliver Räumelt (Akkordeon), Buttstädt, Historischer Friedhof

30.06. 19 Uhr, Lesung des Erfurter Autorenverbandes (EFA), Erfurt, Predigerkeller, Meister-Eckehart-Str. 1

30.06. 20 Uhr, Open Lyrics in Jena, KulturBahnhof, Spitzweidenweg 28

30.06. 20 Uhr, Lesung mit Stefan Petermann, Zwickau, AJZ Baumhaus

01. bis 03.07. Livelyrix Sommerfestival 2011 – das Sommerfest der Spokenwordszene – mit Städte-Battle, Riotvan Showcase und Poetry Slam-Revue, Leipzig, Distillery, Kurt-Eisner-Str. 108a

01.07. 18 Uhr, Literarischer Kneipenmarathon in Weimar, Weimarer Altstadt

02.07. 20 Uhr, Wörterspeise – Poetry Slam, Halle, Brohmers, Ecke Mühlweg/Bernburgerstraße

08.07. 19 Uhr, WORTWUCHS.LESETOUR, Pößneck, M2 am Viehmarkt

09.07. 21 Uhr, LE Battle Slam, Leipzig, Basamo, Nürnberger Straße 11

10.07. 20 Uhr, Lautschrift – Lesebühne, Jena, Kunst- hof, Ballhausgasse 3

30.07., WORTWUCHS.LESETOUR, Erfurt, Kunstrasen

30.07. 19:30 Uhr, VIII. Grand Slam of Saxony – Open Air Poetry Slam, Dresden, Junge Garde, Karcherallee

06.08. 20 Uhr, Wortscharmützel – Poetry Slam, Chemnitz, Festwiese des Arthur e.V., Hohe Straße 33

10. bis 14.08., Sommerwerkstatt »Sehen – Malen – Schreiben« des Lesezeichen e.V., Burg Ranis

10.09. »Macht aus dem Staat Gurkensalat« – Buchpremiere mit Rüdiger Haufe, Holm Kirsten u.a., Weimar, Straßenbahndepot

15.09. 18 Uhr, Poetry Slam, Gera, Haus der Pioniere, Geschwister-Scholl-Straße 3

15.09. 19:30 Uhr, Lesung mit Word Alert und Felix Römer, Mühlhausen, Kilianikirche, Unter der Linde 7

30.09. 20:30 Uhr, hEft-reliest, Erfurt, LUXUS, Johannesstraße 36

Wetter und Verkehr

Stelzenfestspiele

BEI REUTH

8. bis 10. Juli 2011

www.stelzenfestspiele.de

vielfalt im licht.

Vom 8. bis 10. September 2011 findet in Jena zum zweiten Mal das Festival der Soziokultur aus Thüringen statt

Meine Kultur – Vielfalt im Licht. So lautet das Motto des diesjährigen Festivals der Soziokultur aus Thüringen. Drei Tage lang kommt die Soziokultur mit all ihren Facetten in der »Lichtstadt« Jena zum Leuchten. Vom 8. bis zum 10. September 2011 zeigen zahlreiche Vereine und Initiativen aus ganz Thüringen über die Stadt verteilt ein Programm aus Musik, Tanz und Theater, Film und Literatur, Kreativangeboten und Ausstellungen.

In einer Auftaktveranstaltung, die vom Jenaer Oberbürgermeister und Schirmherrn des Festivals, Albrecht Schröter, eröffnet wird, diskutieren zunächst Vertreter aus Politik, Kultur und Wissenschaft über die Bedeutung der Soziokultur für die Stadt- und Regionalentwicklung in Thüringen. Das anschließende Festivalprogramm soll die Theorie dann gleich in die Tat umsetzen.

Die Besucher können sich auf eine verrückte Tischtennistour im Stil einer Schnitzeljagd auf Jenas öffentlichen Tischtennisplatten freuen oder auf die nächtliche *FilmStadtWanderung*. Die Jungs und Mädels der Hintertorperspektive aus Jena und des Erfurter Kulturrausch e.V. stellen ein außergewöhnliches Fußballturnier auf die Beine. Währenddessen kann man sich im Faulloch bei Live-Musik in einer Lounge entspannen. Neben Konzerten im *Rosenkeller* und einer Theateraufführung im *Café Wagner* gibt's dann im *KulturBahnhof* ganz viel bildende Kunst, Kreativangebote für Kinder und einen Tanztee für Senioren zu erleben. Abschluß und gleichzeitiger Höhepunkt des Festivals ist die Kultur-Gala im *Kassablanca Gleis 1*, bei der sich die Besucher auf eine ganz spezielle Reise durch die Soziokultur in Thüringen

begeben. Und natürlich wird in diesem Rahmen auch wieder der KulturRiese verliehen. Der Förderpreis der Soziokultur, der von der Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Thüringen gestiftet wird, zeichnet Vereine und Initiativen für ihr beispielhaftes Engagement oder besondere Leistungen in der Soziokultur und ihren Randbereichen in Thüringen aus.

Das Festival »Meine Kultur« wurde 2008 von der LAG Soziokultur Thüringen ins Leben gerufen. Jedes Jahr findet das thüringenweite Festival an einem anderen Ort statt und jedes Jahr beteiligen sich neue Vereine und Akteure. »Meine Kultur« präsentiert die Vielfalt und Buntheit der soziokulturellen Szene Thüringens und zeigt sich von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort in einem neuen Gewand. Nachdem 2010 Gotha durch »Meine Kultur« »in Szene gesetzt« wurde, ist es dieses Jahr die »Lichtstadt« Jena, in der die Vielfalt der Soziokultur strahlen soll.

Mit dem Festival möchte die Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Thüringen den Vereinen und Initiativen einen Raum bieten, sich zu entfalten und der Öffentlichkeit zu präsentieren. Urbane Stadt(teil-)kultur und kulturelles Arbeiten im ländlichen Raum koexistieren, ergänzen und brauchen sich. »Meine Kultur« unterstützt diese Vernetzung. Mit der Form eines Wanderfestivals werden auch abgeschiedene Regionen Thüringens angesteuert. Man kann also gespannt sein, wohin es nächstes Jahr geht, aber erst einmal heißt es: »Meine Kultur in Jena 2011 – Vielfalt im Licht«!

» Weitere Informationen: www.meinekultur.info



Meine
Kultur

fünf fragen an: Wolfram (*1160)



Herr Wolfram, Sie stehen ja nun schon eine Weile im Dom. Eine Weile? Wollen Sie mich veralbern? Seit 840 Jahren sehe ich nur diese Steine, sehe an der Kirche herum-bauende, schmeichelnde, geduckte, Hilfe suchende, bußfertige, neugierige, gaffende, fotografierende Menschen. Geistliche, die völlen, und solche, die sich geißeln. Ich habe alles gehört und alles gesehen, weil ich immer dabei war und Licht gespendet habe. Die Jahrhunderte stecken in meinem Inneren – mein Rücken tut weh.

Ich höre schon, Sie haben einiges erlebt. Wollen Sie denn nicht ein wenig erzählen? Wovon? Von den tausenden Umbauten? Vom Grundriß des ersten Baus, den heute keiner mehr findet? Von den Pestkranken, die sich eingeschlichen haben und all die anderen ansteckten? Von Eiseskälte in den hunderten kältesten Wintern, die ich hier als Leuchter verbringen mußte? Von den Pferden, die mich bei der Belagerung der Stadt durch die Franzosen eingekesselt haben, weil die Franzmänner nichts Besseres zu tun hatten, als mit ihren Gäulen die Kirche zu entweihen? Von den unzähligen Kriegen und Toten? Wollen Sie wissen, wie die Glocke vor der Gloriosa hieß oder welche Priester dem Fleisch mehr zugetan waren als dem lieben Gott?

Oh, Sie sind nicht so gut auf Ihren Arbeitgeber zu sprechen. Freut es Sie dann wenigstens, daß bald der Papst kommt – auch zu Ihnen in den Dom? Ich habe schon davon gehört. Er ist ja nicht der erste Stellvertreter Gottes, der mir unter die Augen kommt. Ich verrate Ihnen was: Das Beste an solch einem Besuch ist das Großreinemachen. Da werde auch ich geschrubbt – am ganzen Körper. Rauf und runter wird der Wedel sausen ... und der Feudel hinterher ... und dann wird gewienert, bis ich glänze. Den ganzen Leib werden sie mir reiben, mich überall berühren ...

Äh, gut, äh. Themawechsel: Wußten Sie eigentlich, daß Sie einen Doppelgänger haben? Wovon reden Sie? Ich bin einmalig! Ich habe keinen Doppelgänger.

Doch, es gibt einen Western, der in Mexiko gedreht wurde, und bei dem im Hintergrund Sie zu sehen sind – oder eine nach Ihrem Vorbild gestaltete Figur. Nein, niemals! Ich bin der einzige meiner Art. Eine Büßerfigur. Gestiftet – lesen Sie's auf meinem Gürtel – von Wolfram und Hiltiburc. Ich bin die erste lebensgroße Vollplastik aus Bronze. Die erste, hören Sie! Und die einzige! (*Er tobt herum – insofern das bei einer zentnerschweren Figur eben geht: In Zeitlupe hebt er nacheinander die Arme und stampft dazu mit den Füßen auf.*)

ELEGOLSTE

© ULF SALZMANN



www.flausen.net

das dicke ende kommt noch.

Von Stefan Werner

Irgendwer oder irgendwas erschafft dauernd Krisen. Manche kommen mit viel Tamtam, andere im Nebel: Fukushima, Grimsvötn, Portugal, Todeskeime, der Kollaps der Rohstoffmärkte. Eine Tasse Kaffee verbraucht 140 Liter Wasser, bevor ich sie getrunken habe. Bedenkenlos Gemüse in sich reinzstopfen, ist nicht zeitgemäß. Tomaten erhitzt genossen, sind wesentlich bekömmlicher und helfen gegen Krebs. Karotten roh und am Stück verzehrt, wirken bei Rauchern krebserregend. Kühe produzieren Treibhausgase, deshalb essen sie in China Hunde, in Südtüringen auch. In einigen Ländern ist falscher Hase kein falscher Hase, sondern was er ist: eine fette Katze, die gebraten besser als geschmort schmeckt. Wir steigen irgendwo aus und dann wieder ein. Zwischen Werbeblocks, Quizshows und Titten pumpen sie einen mit Brennpunkten voll. Hinterher wird gestrahlt wie 'ne extra Portion Milch. Am besten sind die dran, die alles vorher schon gewußt haben, ganz wie Jens Jeremies: »Das ist Schnee von morgen.« Und jeden Morgen ist die Nacht vorbei, die meisten leben noch, aber statt der großen Erleichterung kommt die nächste große Krise. Gurken aus Spanien. Und bei all dem Gekrisel geht es unseren Volksvertretern bereits so »beschissen«, daß Verdacht auf EHEC-Befall besteht. Zukünftig halte ich es wie Paul Gascoigne: »Ich mache nie Voraussagen und werde das auch niemals tun.« Schon deshalb traf mich die Nachricht vom Bau einer Fußballarena in Erfurt völlig unerwartet.

Und jetzt? Hurra, hurra, das neue Stadion, das ist da! O.K., es ist noch nicht ganz fertig, aber eine gemeinsame Erklärung liegt schon auf dem Tisch. Gewiß, eine Erklärung ist noch keine Arena, aber für den gemeinen und nicht an Kindergartenplätzen interessierten RWE-Fan mehr, als er sich zu erträumen gewagt hätte. Und kaum war die Erklärung in der Welt, schwoll einigen Protagonisten des politischen Thüringer Zirkus die Halsschlagader auf die Größe eines Feuerwehrschauchs. Gut, allein beim Gedanken an Thüringens Wirtschaftsminister Machnig hat die Schwellung bei einigen immer noch Ausmaße eines Gartenschlauchs, aber das hat tiefere Ursachen. Da-

bei ist allen klar, daß Krisenzeiten Brot und Spiele brauchen. Und Krisen haben wir reichlich. Und sollten wir mal keine haben, dann machen wir uns eben eine. Dazu braucht es oft nicht mehr, als ein bißchen Verweigerung – im großen wie im kleinen. Nach der verpatzten DFB-Pokalteilnahme habe ich sie schon wieder gehört, die Eike Immels des RWE: »Im großen und ganzen war es eine Saison, die, wenn sie anders läuft, auch anders hätte ausgehen können.«

Was den Bau der neuen Fußballarena betrifft, muß niemand gespannt sein. Stein auf Stein und alles, was da kommt, kann nur besser sein. Sorgen macht mir ein möglicher Namenswechsel. Denn die gnadenlose Vermarktung von Stadionnamen überschreitet die Grenzen des guten Geschmacks, so wie in Dresden. Die haben sich den bayerischen Energie-Versorger Glücksgas an Land gezogen. Vorher hieß das Ding Rudolf-Harbig-Stadion. Der war ein berühmter Mittelstreckenläufer und hat mal vor dem großen Krieg bei den Dresdener Stadtwerken als Gasableser gearbeitet. Das taugt nicht mal für 'ne Eselsbrücke. Selbst der Stadionmanager sagte: »Wir brauchen nicht darüber reden, daß der Name ein bißchen unglücklich ist.« Ein bißchen? Da paßt es richtig gut, daß auf der Suche nach Interessenten für die VIP-Logen der Glücksgas-Arena bei der Verlagsgesellschaft der Deutschen Stimme in Riesa angefragt wurde. Was sich hinter der Deutschen Stimme verbirgt, hat Dynamo angeblich nicht gewußt. Die Nappsützen von der NPD jedenfalls waren sehr begeistert, auch wenn schlußendlich nichts aus der Loge geworden ist. Es gibt einfach Dinge, die passen nicht zusammen. Deutschland und Gas, noch dazu glückliches.

Wie gesagt, irgendwer oder irgendwas erschafft dauernd Krisen. Und es hängt alles irgendwo zusammen, so wie es in den 70ern Dettmar Cramer, damaliger Cheftrainer beim FC Bayern, treffend formulierte: »Sie können sich am Hintern ein Haar ausreißen, dann trânt das Auge.« Manche vermuten hinter alldem sogar einen tieferen Sinn. Ich kann da nichts finden. Aber solange jeden Morgen die Nacht vorbei ist, ich noch lebe, gehe ich auch in der kommenden Saison ins Stadion, wie auch immer es heißen mag.



junger zirkus im dreiländereck.

hEFt stellt in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena vor und befragt ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich lebt und arbeitet. Dieses Mal fuhren wir in die ehemalige Freie Reichsstadt Nordhausen, der Stadt von Doppelkorn und Cabinet, aber auch Heimstädte des Vereins studio44 e.V. Mit Tom Landsiedel und Alexander Jäger sprachen wir über Kleckerdörfer, Himmelsstürmer und marokkanische Zirkuszelte

Nordhausen wirbt im Stadtmarketing mit dem Slogan: »Die neue Mitte«. Will sich Nordhausen damit als Alterssitz für den Altkanzler Schröder bewerben?

Tom Landsiedel: »Die Neue Mitte« ist eine geographische Bezeichnung. Sie ist ein Überbleibsel der Landesgartenschau, die 2004 in Nordhausen stattfand. Das war, wenn mich nicht alles täuscht, sogar der Titel der Landesgartenschau. Und das hat man dann einfach übernommen. Ich weiß nicht, ob das Trägheit ist, aber ich sollte den Verantwortlichen diese Frage auch mal stellen.

Nordhausens Einwohnerzahl liegt seit 2003 relativ konstant bei 44.000. Auch im Vergleich zu

anderen Thüringer Kreisstädten hat Nordhausen seit der Wende deutlich weniger Einwohner verloren. Was meint ihr, woran liegt das?

Alexander Jäger: Das ist recht einfach zu erklären. Wenn man in Nordhausen in den Bus steigt und von der einen Ecke der Stadt in die andere fährt, dann ist man bestimmt zwei Stunden unterwegs. Weil einfach alle Dörfer rundherum, selbst die, die 15 Kilometer entfernt sind, inzwischen zum Stadtgebiet gehören. Das haben die ganz schlaue gemacht und einfach alles eingemeindet, was an Kleckerdörfern rundherum war.

Metropolregion Nordhausen also ...

Landsiedel: Na ja, das heißt ja Oberzentrum hier. Ich

glaube, für Metropolregion fehlt mindestens eine Null. Und zwar hinten. Aber grundsätzlich ist das schon ganz intelligent gemacht, und ich glaube auch, daß das der einzige Weg ist, in so einer Stadt wie Nordhausen die Infrastruktur so zu halten, wie sie ist. Ein anderer Punkt ist natürlich auch: Durch die Fachhochschule hat Nordhausen einen sehr hohen Zuzug. Angefangen hat es mit 300 Studierenden und jetzt sind es etwa 2.500. Das ist für eine Stadt mit 44.000 Einwohnern schon ein Brocken, das darf man nicht vergessen. Das gleicht das Ganze schon ein bißchen aus.

Aber die wenigsten Studierenden bleiben ja nach dem Studium in der Stadt ...

Landsiedel: Das stimmt, aber sie wechseln ja. Und die Hochschule wächst von Jahr zu Jahr und dadurch wird das kompensiert. Und Nordhausen ist hier weit und breit wirklich die einzige Stadt, die auch auf dem Papier wächst. Der Zuzug ist auf jeden Fall größer als der Wegzug.

Aber es gab schon die Tendenz nach der Wende, daß die Leute erst einmal weggezogen sind.

Landsiedel: Ja, bis 1989 hatte Nordhausen als Kernstadt 50.000 Einwohner. Die Stadt war geprägt vom Maschinenbau, und der findet ja so nicht mehr statt. Es gibt noch ein paar kleine Unternehmen. Aber das ist nicht mehr vergleichbar.

Bei Nordhausen denken die meisten wahrscheinlich zuerst an Doppelkorn und Tabak. Inwieweit ist das ein Identifikationsfaktor für die Nordhäuser Bürgerinnen und Bürger?

Landsiedel: Gute Frage! Na, als Genuß schon. Nordhäuser müssen das mindestens einmal im Jahr trinken ... (*lacht*)

Jäger: Also ich trink das Zeug nicht ...

Landsiedel: Es spielt schon noch eine Rolle hier. Vorwiegend die Alkoholproduktion, denke ich. Das hat ja nicht nur etwas mit dem Doppelkorn zu tun. Es

werden ja auch noch technische Alkohole produziert. Und das verschwindet auch nicht aus dem Bewußtsein dieser Stadt. Und die Firma »Nordbrand« ist auch sehr engagiert als Sponsor in Nordhausen, auch im kulturellen Bereich.

Jäger: Und es fällt auch optisch auf. Die zwei Flaschen sind ja weithin sichtbar. [Am »Nordbrand«-Firmengelände stehen zwei riesige Kornflaschen, Anm. d. Red.]

Was hat Nordhausen darüber hinaus kulturell zu bieten?

Jäger: Es gibt sehr viel, man muß es nur finden. Wir haben den Jazz-Club, der sehr gute Veranstaltungen macht. Ein paar interessante Museen haben wir, was zum Beispiel Kautabakproduktion anbelangt oder die IFA-Motorenproduktion, die es hier vor der Wende gab.

Landsiedel: Es gibt ein relativ breit gefächertes Spektrum an Vereinen, wo wirklich alles vertreten ist. Und das Theater Nordhausen spielt natürlich eine wichtige Rolle.

Wie würdet ihr ganz allgemein das kulturelle Klima in der Stadt beschreiben?

Landsiedel: Ich glaube, daß sich da in letzter Zeit einiges bewegt hat. Das hängt, und das ist meine persönliche Sicht, am Ende immer mit den Köpfen zusammen, die an den wichtigen Stellen sitzen. Bei denselben Leuten hat es der eine schwer und der andere leichter. Uns als Verein fällt es inzwischen relativ leicht, Projekte zu initiieren und Menschen dafür zu begeistern. Der Nordhäuser an sich ist, glaube ich, eher zurückhaltend. Aber nach zwei, drei Mal paßt es dann. Das geht uns so, aber auch anderen. Was für uns als Verein ganz gut war, ist die Tatsache, daß es am Theater einen Generationswechsel gegeben hat. Der Intendant ist 43 Jahre alt, also gerade zwei Jahre älter als ich. Die Zusammenarbeit, die wir im Moment mit dem Theater haben, ist ausgezeichnet. Eine bessere können wir uns nicht vorstellen. Am Ende ist das Theater auch unser größter Förderer. Allein, was wir da an Infrastruktur nutzen können. Die Räume, die wir hier für die Proben und das Büro nutzen, sind eigentlich vom Theater gemietet. Und wir haben ein Nutzungsrecht dafür.

Welchen Einfluß haben eurer Meinung nach die Studierenden Fachhochschule auf das kulturelle Klima der Stadt?

Jäger: Schwer zu sagen. Nordhausen ist zwar nicht groß, aber die Fachhochschule liegt trotzdem am Stadtrand. Die Studenten haben auf dem Uni-Gelände oder im Umkreis von 500 Metern alles, was sie brauchen, inklusive Wohn- und Einkaufsmöglichkeiten. Und der Weg zur Fachhochschule vom Bahnhof aus führt nicht durch die Stadt. Deswegen, es gibt einen Teil von den 2.500 Studierenden, die haben das Theater noch nie von innen gesehen. Außer vielleicht zu ihrer feierlichen

Alexander Jäger aus Produktion Himmelsstürmer 2011
– Zappellini – Der Junge Zirkus, Foto: M: Böttcher





Probenräume studio44 e.V. – Zappelini – Der Junge Zirkus – Junges Theater Nordhausen



Carlo Zappelini auf der Rolle (Tom Landsiedel) aus Produktion Salto Mortale 2010 – Zappelini – Der Junge Zirkus, Foto: Andreas Hillmann

Immatrikulation. Geschweige, daß sie bei uns vorbei gekommen sind. Es gibt ein paar Studierende, die hier im Umkreis wohnen und die dadurch mit uns auch zu tun haben. Auch haben Studenten hier angefragt, ob sie bei uns im Verein Trainer sein können, weil sie auch Zirkus machen oder gemacht haben. Sonst war es die letzten Jahre sehr schwierig. Obwohl wir da immer wieder was versucht haben. Aber in diesem Jahr werden wir nach längerer Zeit wieder beim Campusfest vertreten sein.

Gibt es in Nordhausen eine freie (sozio-)kulturelle Szene?

Jäger: Es gab vor ein paar Jahren die Bestrebung, so etwas wie einen Kulturrat zu bilden, in dem sich die größten kulturellen Vereine regelmäßig austauschen und ihre Aktivitäten abstimmen konnten – beispielsweise, um Terminüberschneidungen zu vermeiden. Das gibt's aber inzwischen leider nicht mehr. Jeder macht sein eigenes Ding und brodelt so ein bißchen vor sich hin.

Landsiedel: Es gibt keine klassische Szene. Es gibt den Kreisjugendring, das Jugendclubhaus oder den Rockhaus e.V., welcher für etwa 30 Bands und DJs Proberäume bietet. Und wir als studio44 e.V. gehören auch dazu, auch wenn wir mit unserem Hauptprojekt, dem Jungen Zirkus Zappelini, etwas zwischen den Stühlen stehen.

Ihr engagiert euch im studio44 e.V. Könnt ihr die Arbeit des Vereins kurz beschreiben?

Landsiedel: Am Anfang war der Verein der Förderverein der Kinder- und Jugendtheatersparte des Theaters Nordhausen. Im Jahr 2000 hat er sich dann ausgegrün-

det und arbeitet seitdem zwar in enger Kooperation mit dem Theater, aber nicht mehr als Förderverein. Der Verein hat sich dann programmatisch neu ausgerichtet. Der Zirkus war von Anfang an fester Bestandteil der Arbeit, und er ist inzwischen auch über die Grenzen Nordhausens bekannt und hat eine ausgesprochen hohe Qualität. Darüber hinaus werden aber auch weiterhin Theaterproduktionen mit Erwachsenen durchgeführt. Dabei versuchen wir auch immer, Zirkus und Theater miteinander zu verbinden.

Woran arbeitet ihr gerade?

Jäger: Derzeit arbeiten wir gemeinsam mit Werner Brunnengräber aus Erfurt an einem Theaterstück, in dem es um Beutel geht. Dabei arbeiten wir uns mit Improvisation langsam an das Stück heran, die Texte werden von den Akteuren selbst geschrieben. Der Junge Zirkus Zappelini macht einmal im Jahr eine große Produktion, in diesem Jahr war das »Himmelsstürmer«. Es gab vier Vorstellungen im Theater mit 1.700 Besuchern.

Landsiedel: Bei der Show standen dreiunddreißig Kindern auf der Bühne. Der Aufwand ist bei solch einer Produktion natürlich immens. Aber das Theater als Kooperationspartner unterstützt uns da sehr mit Logistik und Personal.

In welchem Zeitrahmen entsteht solch ein Stück?

Jäger: Wir fangen im August an, daran zu arbeiten. Dazu bieten wir in der Woche zehn fortlaufende Kurse in verschiedenen Zirkusdisziplinen, wie Einrad oder Akrobatik, an. Dort werden die Einzelnummern geprobt. Ab Weihnachten wird dann intensiv an dem Stück gearbeitet, in den Winterferien eine ganze

Woche am Stück. Das ist nicht immer einfach, denn wir haben durch die geografische Lage von Nordhausen Kinder aus drei verschiedenen Bundesländern mit dabei: aus Thüringen, Niedersachsen und Sachsen-Anhalt. Und hier gibt es unterschiedliche Ferientermine.

Landsiedel: Der Zirkus hat tatsächlich einen hohen Bekanntheitsgrad und damit eine hohe Reichweite in der Region. Auch wenn es manchmal chaotisch ist, ist es eben auch schön, und es bringt jedem etwas. Der Verein war von Anfang an kein Verein, wo man einfach nur dabei ist, sondern man hat aktiv mitgemacht. Heute ist das etwas anders: Wir haben Familienmitgliedschaften eingeführt, um sich damit nicht nur auf die ganz aktiven Mitglieder zu beziehen und auch eine gewisse Größe zu bekommen. Daher kann man heute bei Zappellini, auch aufgrund des versicherungstechnischen Hintergrunds, nur noch trainieren, wenn man Mitglied ist. So hat der Verein inzwischen über 100 Mitglieder.

Was wünscht ihr euch für den Verein in Zukunft?

Jäger: Ein neues Zirkuszelt, einen Zweimaster (*lacht*). Derzeit haben wir ein wunderschönes marokkanisches Zirkuszelt, das aber eigentlich für unsere Arbeit zu klein ist. Ein weiterer Wunsch ist natürlich, daß wir Räumlichkeiten finden, die den Kapazitäten gerecht werden, die wir für unsere Arbeit benötigen. Derzeit kommen 50 angemeldete Kinder zu den Trainings, und die derzeitigen Räume sind für 20 Kinder schon zu klein.

Landsiedel: Wenn wir die Arbeit so weiterführen und stabilisieren könnten und es schaffen, jedes Jahr 50 Kinder in einem Kurs zu haben, dann ist das ein Multiplikator, den man nicht unterschätzen darf. Dann stoßen wir nämlich schnell an unsere Grenzen. Für den Verein wünsche ich mir, daß wir eine saubere, klare Fördersituation bekommen, die vom Land geprägt und gesteuert ist und die uns Planungssicherheit bietet. Unsere zwei fest angestellten Mitarbeiter wissen im Dezember oder Januar meist nicht, ob wir weitergefördert werden oder nicht. Wenn die Personalstellen für zwei oder drei Jahre angelegt wären, könnte man sich Ziele stellen und darauf hin arbeiten. Jeder weiß hier: Wenn die Finanzen nicht ausreichen, ist hier ganz schnell Schluß. Darüber hinaus sind im Verein viele Leute ehrenamtlich aktiv, nehmen für die Vorstellungen Urlaub. Wenn man weiter Qualität in der kulturellen Arbeit haben und Thüringen als Denkerland vermarkten will, dann müssen auch die Grundlagen dafür geschaffen werden.

Wohin geht eurer Blick – oder anders: Was ist für euch, von Nordhausen aus gesehen, die nächste größere Stadt?

Jäger: Das ist eine schwierige Frage, weil man durch die neue Autobahn in anderthalb Stunden wirklich fast überall ist, ob Leipzig, Erfurt, Kassel oder Göttingen.

Landsiedel: Für mich ist es definitiv Leipzig.

Was wünscht ihr euch für Nordhausen für die Zukunft?

Steffi Böttcher (*kommt gerade herein*): Ich wünsche mir, daß die Nordhäuser mehr Hunger auf Kultur haben, nicht nur auf uns, sondern auch auf die vielen Leute, die hier in der Stadt etwas tun und bewegen wollen.

Interview: Alexander Platz und Thomas Putz



Probenräume studio44 e.V./ Junger Zirkus Zappellini/ Junges Theater Nordhausen

» www.studio44ev.de

Tom Landsiedel ist Vereinsvorsitzender des studio44 e.V. und außerdem Gesellschafter und Geschäftsführer einer Werbeagentur in Nordhausen.

Alexander Jäger ist Trainer und Assistent beim Jungen Zirkus Zappellini.

Steffi Böttcher ist Zirkus- und Theaterpädagogin bei studio44 e.V.



urban art aus thüringen.

Bei urbaner Kunst tragen Künstlerinnen und Künstler Freie Kunst in den öffentlichen Raum. Mit Ma'Claim kommt eine der bekanntesten Künstlergruppen aus Thüringen

Es gibt Kunst im öffentlichen Raum, Kunst am Bau und Freie Kunst. Vorreiter heutiger Kulturpolitiker haben im Zuge der Modernisierung seit der Aufklärung diese Unterscheidung eingeführt. Die Freie Kunst entwickelt sich seither prächtig in Museen, Galerien und Kunsträumen in Stadt und Land. Eine Avantgarde löst die andere ab, der Pluralismus in den Kunstströmungen entsteht. Inhaltliche und institutionelle Verzweigungen und Vernetzungen werden in Deutschland wie in keinem anderen europäischen Land gefördert, schließlich hat sich Deutschland seit Goethe und Schiller zu einer Nation entwickelt, die sich über ihre Kunst- und Kulturgüter definiert. Kunst hat gesellschaftlichen Wert, vor allem Kunst im öffentlichen Raum. Bauherren öffentlicher Gebäude müssen einen bestimmten Prozentsatz der Baukosten in Kunst am Bau investieren, Kunst im öffentlichen Raum hingegen wird durch kommunale Ausschreibungen befördert.

Die künstlerische Freiheit allerdings ist weit entfernt. Künstlerische Eigeninitiative ist nicht vorgesehen und Privatbesitzer investieren Unsummen in die Befreiung ihres Besitzes von Graffiti-schmierereien. Soweit der Ist-Zustand. (Was wäre, wenn es keine Grenzen gäbe zwischen den Kunstorten, wie es bis zur Aufklärung der Fall war?)

Urbane Kunst blendet diese Grenzen aus. Die Künstler tragen die Freie Kunst in den Öffentlichen Raum, sie malen und ritzen Figuren, wie es die Ureinwohner Europas in Höhlen taten. Sie kleben Plakate wie die alten Römer, befreien Schablonen von ihren dekorativen, später politischen Inhalten und installieren Objekte wie der Kleingärtner Gartenzwerge. Sie ergänzen aktiv die Arbeit von Stadtplanern und Architekten, Kommunalpolitikern und Quartiersmanagern, Sozialarbeitern und Kulturbeauftragten, indem sie die Stadt zur Galerie erklären.



Foto: Ma'Claim



Urban Art gibt Stadtteilen ein Gesicht, das freundlich lächelnd zum Gespräch einlädt. Im Gegensatz zu Graffiti, das als popkulturelles Phänomen seit den 1980er Jahren die westliche Welt mit großen und kleinen Schriftzügen (Styles und Tags) und Figuren (Characters) überzieht, deren Bedeutung sich nur Eingeschorenen erschließt und, als Sachbeschädigung bewertet, gesellschaftlich geächtet wird, spricht urbane Kunst (Urban Art) mit ihrer einfachen Bildsprache den lokalen Kommunikationscode und greift soziale und architektonische Strukturen der lokalen Wirklichkeit auf. Sie bedient sich der Mittel der Werbeindustrie, bevor sie auf dem Weg einer offiziellen Kunst-Ausschreibung an Kraft verliert. Urban Art ist Freie Kunst.

Man mag kaum glauben, daß eine der bekanntesten Urban-Art-Künstlergruppen aus Deutschland, Ma'Claim, 2001 ihre Gründungsstunde in der Klassikerstadt Weimar, an einer Skatehalle hatte. Die Crew-Mitglieder Rusk (Weimar), Akut und Case (Schmalkalden) stammen aus Thüringen, Namensgeber Tasso aus Meerane im angrenzenden Sachsen. Unsere Art, unser Gebiet, unser Claim.

Gemeinsam machten sie sich 2001 auf, die Graffiti-Welt mit ihren photorealistischen Wandmalereien zu bereichern. Auf ihren zahlreichen Reisen realisierten sie Bildkonzepte, die vorher am Rechner entwickelt und Graffito getauft wurden – eine Revolution für die auf Spontaneität angelegte Graffitiszene. Nach nur einem Jahr widmete das Szene-Magazin Backspin der Thüringer Crew eine Sonderausgabe und seitdem reisen Ma'Claim mit ihren Bildideen um die Welt, waren auf zahlreichen Festivals zu Gast und perfektionierten ihren Fotorealismus, bis die ersten Galerien anfragten. Rusk: »Ich bin in Weimar aufgewachsen. Weimar ist eine Kleinstadt, welche eine sehr aktive Szene aufweist. Ich habe auf all meinen Reisen nicht noch einmal eine vergleichbar kleine Stadt mit einer so aktiven Graffitiszene gesehen. Um deutschlandweit bekannt zu werden, war Weimar natürlich nicht die

perfekte Stadt, denn nur wenige auswärtige Maler fanden den Weg dorthin. Sollte mich aber nicht stören! Kamen sie nicht zu mir, mußte ich also meine Styles zu ihnen bringen. Dafür waren unendlich viele Reisen und Magazine das ideale Mittel.« Heute reisen vor allem ihre Bilder in dem Buch »Ma'Claim – Finest Photorealistic Graffiti« um die ganze Welt, für das Goetheinstitut sind sie Botschafter für Deutschland und werden nach Los Angeles, Athen und Alexandria eingeladen, um dort zu malen, Ausstellungen auszurichten und Workshops zu geben.

Ma'Claim-Mitglied Akut ist gemeinsam mit Typism aus Erfurt der deutsche Teil von Blouzaat – ein deutsch-jordanisches interkulturelles Cross-Media-Projekt zur praktischen Erforschung der urbanen Kunst. Mit ihren Partnern Ahmad Sabbagh und Mohammed Assaf haben sie sich zum Ziel gesetzt, durch die Erschließung von Kulturen und Jugendkulturen, Musik und allgemeine kulturelle Praxis eine kreative Gemeinschaft über Kulturgrenzen hinweg aufzubauen. Blouzaat ist das Ergebnis von geteilten Erfahrungen, innovativen Ideen und Identitäten. Es möchte Partizipation und Selbstverwirklichung anregen.

Typism hat in Weimar Visuelle Kommunikation studiert und arbeitet als Grafik-Designer und freier Künstler. In der 1. Klasse drohte ihm die Lehrerschaft mit einem Psychiater, da seine Bilder sehr grafisch und auf Schwarz und Weiß reduziert waren, wie sie heute noch sind. Urbane Kunst versteht er als eine Ausdrucksform, um Inhalte und Meinungen zu transportieren. Dabei hilft die Erfahrung aus der Werbewelt, auf die, wie er, viele Urban-Art-Künstler zurückgreifen können, denn Werbung ist, im Unterschied zu Streetart, funktionalisierte und in hohem Maße legalisierte und legitimierte Gestaltung von Lebensräumen. Viele Künstler gestalten diese Räume daher zum einen frei, aber auch im Auftrag.



Farbgefühl aus Jena beispielsweise ist eine Firma für Auftragsgraffiti und jugendkulturelle Bildung. Sie haben das Foyer des deutschen Patent- und Markenamtes in Jena, das Parkhaus des Asklepios-Fachklinikums in Stadtroda gemeinsam mit psychisch kranken Menschen und das ehemalige Polizeirevier gestaltet. Heute leben in dem einstigen Revier Studierende aus aller Welt. Damit sie wissen, an welchem Ort sie leben, haben Michael Pook und Michael Drosdek die Geschichte des Ortes fotorealistisch Ton in Ton mit der Klinkerfassade bildnerisch bewahrt. Neben Auftragsarbeiten ist den beiden Kreativunternehmern die kulturelle Bildung wichtig. Seit Firmengründung haben sie neben unzähligen Aufträgen auch zahlreiche Workshops für Kinder und Jugendliche gestaltet. Dafür arbeiten sie eng mit städtischen Einrichtungen und freien Kulturzentren, wie dem Kassablanca am Westbahnhof, der Jungen Gemeinde und dem Jugendclub Hugo in Winerla, zusammen. Gemeinsam mit dem Streetworker Kaktus vom Hugo bemühen sie sich um die Bereitstellung legaler Flächen, die aus ihrer Erfahrung sehr gut angenommen werden. Egal ob Workshop oder Auftrag, der Zuspruch der Passanten ist groß und die Künstler und Laien nutzen rege die legal bereitgestellten Wände am Kassablanca, die eigentlich Züge sind, im

Sommerweg und am Jenaer Kaufland. Die beiden (Farb-)Gefühlsmenschen stellen allerdings immer und immer wieder fest, daß viele ihrer Workshopteilnehmer zu Beginn meinen, sie könnten nicht malen. Zum Ende der Workshops wendet sich meist das Blatt und es werden stolz Bilder der eigenen künstlerischen Arbeit fotografiert.

Michael Pook: »Wir machen etwas, das andere gern machen würden: Selbstverwirklichung.« Sowohl persönlich als auch bei der Gestaltung des Lebensraums.

Maxi Kretzschmar

» Web

www.maclaim.de
www.typism.de
www.blouzaat.com
www.farbgefuehl.net

» Literaturtipps

Kristin Klitzke/ Christian Schmidt: Street Art – Legenden zur Straße. Berlin, 2009
 Falk Lehmann/ Stefan Petermann: Ma'Claim – Finest Photorealistic Graffiti. Mainaschaff, 2006



gott sieht alles – außer dallas.

Pop-Literat Diedrich Diederichsen tat es, genauso wie der Erfurter Kommunikationswissenschaftler Patrick Rössler oder der Weimarer Medienphilosoph Lorenz Engell – sie alle beschäftigten sich mit dem Medienphänomen »Dallas«. Vor 30 Jahren startete die Mutter aller Serien im westdeutschen Fernsehen. Und auch der Osten schaute zu – meist in Schwarzweiß

Es war wohl das letzte Mal, daß es das Fernsehen schaffte, mit einer Serie zum viel zitierten elektro-nischen Lagerfeuer zu werden. Dienstag um 21.45 (ARD) durfte niemand stören, es war »Dallas«-Time. Bis zu 18 Millionen Zuschauer schauten in der Bundesrepublik zu, wie viele Thüringer oder DDR-Bürger noch dazukamen, läßt sich heute kaum mehr feststellen. Eine Institution wie die Gesellschaft für Konsumforschung, welche die Einschaltquoten in der Bundesrepublik schon damals erhob, gab es in der DDR nicht. Und Westfernsehen durfte offiziell ohnehin nicht geschaut werden. So bleibt nur die »gefühlte« Einschaltquote. Nehme ich meine Thüringer Verwandten, Freunde und Bekannten als Stichprobe, müßte fast jeder DDR-Bürger »Dallas« geschaut haben. Von den Männern wollte es nur keiner zugeben, es war ihnen ein wenig peinlich, und »Gott sieht alles – außer Dallas« wurde als geflügelter Spruch zu einer Art Schutzbehauptung. Dennoch wußten Großvater, Vater und deren Freunde ganz genau Bescheid, was in der letzten »Dallas«-Folge passierte. Meist redeten dafür die Frauen ganz offen bei Familientreffen über die jüngsten Intrigen des Bösewichts J. R. Ewing. Jeder verstand »Dallas«: Zwei verfeindete Familien, die Ewings und die Barnes, kämpften in Texas ums Öl, dabei ist ein Ewing-Sohn mit einer Barnes-Tochter verheiratet.

Vermutlich war es wieder einmal das Verbotene, die Sehnsucht nach dem nicht Erreichbaren, was »Dallas« für DDR-Bürger so attraktiv machte. Begehren durch Entbehren, aus ganz ähnlichen Gründen wurde in der DDR schon der Film »Jenseits von Afrika« zum Publikumshit. Kaum jemand hatte im Osten Wolkenkratzer wie Ewing Oil gesehen, Kleider wie Sue Ellen getragen oder einen Mercedes wie J. R. gefahren. Selbst einfachste, unbekannte Dinge wurden registriert. Erst kürzlich erzählte mir eine Bekannte, daß sie in »Dallas« das Wort »Barbecue« das erste Mal hörte und zunächst falsch ausgesprochen hat.

Anfangs bin ich als Minderjähriger nur Beobachter dieses Hypes gewesen, erst mit den Wiederholungen in den 1990er Jahren im ARD/ZDF-Vormittagsprogramm konnte auch ich endlich mitreden. Was ich an

Zeit verpaßt habe, glich ich mit absoluter Hingabe zu »Dallas« wieder aus. Ganze vier Jahre hatten mein Bruder und ich alles über »Dallas« aus Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnitten, was zu finden war. Sorgfältig in eine Schublade einsortiert, lagen sie da, all die Artikel über den Beginn der letzten »Dallas«-Folgen im Oktober 1990, die J.-R.-Ewing-Konterfeis oder der Klatsch über einen möglichen Einstieg von Miss-Ellie-Darstellerin Barbara Bel Geddes bei den »Golden Girls«.

Die Schublade mit diesen »Dallas«-Schnipseln haben wir wie ein Heiligtum behandelt – wehe, es kam ein Knick in einen Artikel. Auch wenn es diese Schublade inzwischen nicht mehr gibt, hat ihr Inhalt aber mehrere Umzüge überlebt. Für Typen wie mich würde ich mich heute freudschämen. Mit gewissenhafter Akribie notierte ich mir damals kleinste Details über »Dallas« auf Spickzetteln. Die Zettel lesen sich heute so, als wäre ich Washington-Post-Reporter Carl Bernstein, der sich während einer Zeugen-Befragung zur Watergate-Affäre heimlich Notizen machte. Mit dem Unterschied, daß meine Erkenntnisse nicht zur Absetzung des amerikanischen Präsidenten führten. Ich fand es dennoch äußerst bemerkenswert, daß J. R. in der Folge »Ein Akt der Gnade« erst nach 20 Minuten auftauchte. Oder daß die beiden Ehemänner von Miss Ellie – Jock Ewing und Clayton Farlow – in exakt einer Folge gemeinsam auftauchten, allerdings in unterschiedlichen Szenen – eine nahezu unglaubliche Entdeckung.

»Dallas« zuliebe befaßte ich mich mit unserem noch zu DDR-Zeiten gekauften Videorekorder, dank des hochmodernen VPS-Systems konnte die Serie auch zeitversetzt aufgenommen werden. Täglich programmierte ich »Dallas« um 9.03 Uhr ein. Wenn wir eine Woche wegfuhrten, mußte ich gleich vier Folgen auf einmal einstellen und eine entsprechend lange Videokassette einlegen. Auch in der Schule schauten wir heimlich »Dallas«. Fiel der Englisch-Unterricht aus, lief statt der DDR-Lehrsendung »English for you« die texanische Endlos-Serie.

»Dallas«-Fan zu sein, war als Junge damals nicht so wirklich cool. Wer etwas auf sich hielt, schaute

»Alf« im ZDF oder noch besser »Knight Rider« auf RTL Plus. Damit konnte man nebenbei demonstrieren, daß man schon glücklicher Besitzer einer Satellitenschüssel war. »Dallas« galt zu DDR-Zeiten eben als Frauenserie. Ich weiß noch genau, wie mein Vater sich bei einer »Dallas«-Folge trotzdem mit zu uns setzte, über die Sprüche von J. R. lachte, die Folge in aller Ruhe zu Ende schaute und dann befahl, den Fernseher ganz schnell auszumachen. Schließlich hatte er einen Ruf als Familienoberhaupt zu verlieren.

Erklärungen für den »Dallas«-Erfolg gibt es inzwischen genügend. Laut dem Fernsehwissenschaftler Horace Newcomb¹ war es die Ähnlichkeit zum klassischen Western. Die Ewings lebten auf einer riesigen Ranch, mußten manchmal das Vieh zusammentreiben oder ihre Ranch vor Viehdieben schützen. Dazu trugen die Männer ihre Cowboyhüte, die besonders dank J. R. ein Markenzeichen der Serie wurden. Hauptdarsteller Larry Hagman ging in seiner Autobiografie so weit, zu behaupten, daß der »Dallas«-Erfolg letztlich zum Fall der Mauer und zum Zusammenbruch des gesamten Ostblocks führte. Seine Argumentation: die Leute im Osten wollten so leben wie die reichen Ewings und endlich auch mal die Vereinigten Staaten von Amerika bereisen.²

Eine weitere Erklärung lieferte die Literaturkritikerin Elke Heidenreich, die in den pointierten Dialogen einen Teil des Erfolgs sah. »Wie beginnt Dallas? Nehmen wir wahllos eine Folge heraus. Es ist Morgen auf der Southfork Ranch, Pam sitzt beim Frühstück, J. R. kommt gutgelaunt aus dem Haus und sagt: ›Guten Morgen, Pam! Wieso sitzt du noch hier und mischst dich nicht schon längst in das Leben fremder Leute ein?‹ Ist das je einem deutschen Schreiber eingefallen?«³ Der Weimarer Medienphilosoph Lorenz Engell beschäftigte sich in einem Aufsatz mit

der Beliebigkeit der »Dallas«-Erzählung: »Die Reihenfolge der Geschäftsintrigen ist selten zwingend und könnte mit wenigen Eingriffen verändert werden; das gleiche gilt für J. R.'s Liebesaffären, die ebenso gegeneinander austauschbar sind wie die Rückfälle Sue Ellens in den Alkoholismus.«⁴ Schade, daß es zu DDR-Zeiten nicht möglich war, eine zuschauerorientierte Analyse durchzuführen, wie es die niederländische Kulturwissenschaftlerin Ien Ang in den 80er Jahren in ihrem Heimatland getan hat. Anhand von 42 Zuschauerbriefen, die sie auf eine Annonce bekam, hatte sie analysiert, warum die Holländer »Dallas« einschalteten.⁵ Udenkbar, was passiert wäre, wenn jemand eine ähnliche Anzeige im »Neuen Deutschland« hätte schalten wollen.

In mindestens einem Punkt machten Ost- und Westdeutsche die gleiche Erfahrung. Ihnen wurden 7 Folgen der Serie von der ARD vorenthalten. Offizielle Begründung: mangelnde Qualität. So war eine Folge den ARD-Oberen offenbar zu schwul. Nesthäkchen Lucy verliebt sich hier in einen homosexuellen Öl-Erben. Und noch einen Eingriff erlaubten sich die ARD-Zensoren. Sie kürzten die Folgen jeweils um drei Minuten, damit die nachfolgenden »Tagesthemen« pünktlich um 22.30 Uhr beginnen konnten. Eine ähnliche Vorgehensweise würde sich heute kein Fernsehsender mehr trauen.

Übrigens ist »Dallas« in Gesamtdeutschland auch 30 Jahre nach der Premiere noch ein Thema. Hauptdarsteller Larry Hagman wirbt im deutschen Fernsehen für Solarzellen und ein Pilotfilm zu einer »Dallas«-Neuaufgabe mit ihm in der Hauptrolle wird demnächst ebenfalls gedreht. Nur den Hype der guten alten Zeit wird »Dallas« dann wohl nicht mehr erreichen.

Reinhard Huckle

1. Horace Newcomb, »Texas: A Giant State of Mind«, in: Channels of Communication, Nr. 2/1981 // 2. Larry Hagman, Bezaubernder Bösewicht, Bergisch Gladbach 2003 // 3. Elke Heidenreich, »Dallas, Dallas über alles...«, in: Medien und Erziehung, Nr. 28/1984, S. 151 // 4. Lorenz Engell, Was es heißt, von Dallas zu lernen. Juni 1991, S. 21 // 5. Ein Ang, Das Gefühl Dallas. Zur Produktion des Trivialen, Bielefeld 1986



die griechen, die sollen kriechen.

Griechenland ist pleite. Wir borgen jenem Land Milliarden, die es niemals zurückzahlen wird, anstatt einen Teil der EU so zu retten, daß auch Deutschland (und nicht nur seine Banken) davon profitieren könnte. Von Paolo Fusi

Als ich im Radio hörte, wie stolz der Präsident der Europäischen Kommission, José Manuel Durão Barroso, die Maßnahmen präsentierte, die im Fall Griechenlands getroffen wurden, dachte ich erst an einen Aprilscherz. Die EU hat Milliarden Euro an Athen unter der Bedingung geliehen, daß das Land mit sofortiger Wirkung die Staatsausgaben bis zu dem Punkt senkt, der eine Kürzung sämtlicher Löhne um mindestens 20 Prozent bedeutete. Damit, so war sich Barroso sicher, wäre Griechenland auf dem Weg der Sanierung. Daß das Volk deshalb auf die Straße gehen würde, um seinen Zorn, seine Verzweiflung und Frustration Luft zu geben, hat man natürlich in Kauf genommen. Doch die Lage war so prekär, daß man einen harten Schnitt wagen mußte, behaupteten alle: Regierungspräsident Papandreou, Oppositionsanführer (und ehemaliger Regierungspräsident) Karamanlis, Barroso, die Leitung des Internationalen Währungsfonds und der Europäischen Zentralbank – alle, die eine Stimme hatten.

Griechenland konnte keine Verbindlichkeiten mehr bedienen. Keine Löhne an die Beamten, an die Armee, keine Mittel für Krankenhäuser, Schulen, Renten, öffentliche Verkehrsmittel, Müllabfuhr. Das Land war pleite. Vor allem war kein Geld da, um die bereits verkauften Staatsanleihen zu honorieren, und das hat die EU dazu veranlaßt, Milliarden zu borgen, denn die EU-Banken haben ihre Schränke damit vollgestopft – immer, weil sie Griechenland helfen wollten, logo.

Ich war so sauer, daß ich in eine Bar gegangen bin und angefangen habe, mit meinen Mitmenschen darüber zu reden. Was ich vernommen habe, war erschütternd, wie üblich. Erst einmal Gleichgültigkeit: Wen kümmert es, wie es den Griechen geht? Die sollen kriechen, diese verwöhnten Griechen. Wichtig ist, daß Frau Merkel denen unsere hart erschwitzte Kohle nicht anvertraut, denn die Griechen können nicht mit Geld umgehen, nicht so gut, wie wir sparsamen und arbeitsamen Deutschen. Dann Verständnis: Wenn Sparmaßnahmen erforderlich sind, um das Land zu

retten, dann sollen die Griechen bitte ihren Gürtel um ein paar Löcher enger schnallen. Was soll's – wir Deutschen haben es immer wieder getan und sind deshalb nicht auf die Straße gegangen, außer ein paar vereinsamte Sozialarbeiter und Müslikommunisten. Oder moralische Aufregung: Man darf den Menschen nicht so etwas antun. Die Regierung muß einen anderen Weg finden, denn man darf nicht die Löhne kürzen, die Leute werden verhungern, und die werden alle zu uns kommen, und wir haben sowieso bereits viel zu viele Ausländer hier, die ums Überleben ringen.

Niemand, aber wirklich niemand, hat sich eine einzige ernsthafte Frage gestellt. Was wird nun geschehen? Wir sind so weit gegangen in unserem Aberglauben über die Wirtschaft, wir haben unser Gehirn in diesem Bereich so dermaßen amputiert, daß die Kernfrage nicht mal mehr gestellt wird. Die lautet: Wird es überhaupt funktionieren, ich meine diese Kürzung? Ich habe es gesagt, und alle haben mich ironisch und abweisend angeschaut. Der dumme Dicke! Alle wissen doch: Wenn zu wenig Geld da ist, muß man sparen! Keynes und Marx kennt sowieso keine Sau, man hat vielleicht die Namen gehört. Der zweite ist einen Kommunist, und alle wissen, Kommunismus ist pleite gegangen, also was soll's!

Nach dem ersten Weltkrieg hat sich die Welt in einer ähnlichen Lage befunden. Auch dort wußten die Regierungen nur den einen Weg: sparen, kürzen, entlassen, die Devisen abwerten, keine Kredite mehr geben – kurzum: alles zurückschrauben. Das Ergebnis war die größte Krise der kapitalistischen Geschichte und ein zweiter Weltkrieg, genauso schlimm wie der erste. Denn die Staaten begannen plötzlich, in dem einzigen Sektor zu investieren, den das Volk verstand: dem militärischen.

Heute hat nur eine Regierung erkannt, wo man derzeit investieren muß. Die Deutsche Regierung hat nach der Katastrophe in Japan kurzerhand beschlossen, die Atomkraftwerke herunterzufahren und auf er-



erneuerbare Energien zu setzen. Weil in Deutschland die Exporte boomen und das Geld dafür da ist, und auch, weil man hierzulande bereit ist, die Sache anders zu regeln. Zum Beispiel, indem man den Verkauf von E.ON an die Russen von Gazprom, die bereits Schalke 04 und Gerhard Schröder beherrschen, widerstandslos billigt.

Seit jenem Tag sind sechs Monate vergangen und Griechenland schreit schon wieder. Die Kürzungen haben nur ein Ergebnis produziert: die Abgabe der Mehrwertsteuer ist um 60 Prozent gesunken. Somit ist das Finanzloch um zehn Prozent gewachsen – trotz der Ersparnisse. Und nun verlangen alle, daß Griechenland noch härter spart. Ich kann nur stauen und sauer werden.

In meiner Bar schweigen jetzt alle, denn ich hatte es vorausgesagt. Nicht, weil ich ein Genie wäre, sondern, weil ich zwei plus zwei zusammenzählen konnte, als sich alle anderen mit etwas anderem beschäftigt haben. Plötzlich begreifen alle, daß Griechenland ein Problem für alle ist. Ein Campari-Trinker schlägt vor: »Griechenland raus aus der Euro-Zone!« Großartig! Somit müßte Griechenland die Schulden immer noch in Euro bezahlen, hätte aber wieder die Drachme, die ganz und gar nichts mehr Wert wäre. Und noch: »Die Griechen sind sowieso faul wie alle am Mittelmeer!« Eine Dummheit, denn nach Angaben des Internationalen Währungsfonds hat Griechenland nach Südkorea die zweithöchste Produktivität der reichen Länder – viel höher als Deutschland. Ein anderer: »Warum haben sich unsere Banken mit ihren Scheißanleihen ergötzt? Jetzt sollen die Idioten doch ihre Inseln an die Russen und Chinesen verkaufen!« Das tun sie auch. Griechenland hat, so wie Irland, Portugal, Spanien, Italien, Malta, Estland, Lettland, Litauen und Zypern, keine Rohstoffe, keine Industrie und keinen nennenswerten Export. Aber es konsumiert wesentlich mehr, als das Land an Reichtum zu produzieren in der Lage ist. Es wird kein Mehrwert

mehr erschaffen und es besteht keinerlei Perspektive, daß sich die Lage verbessern wird. Im Gegenteil: es wird immer schlimmer.

Oder wir verstehen endlich, daß die EU ein einziges Land ist, und greifen Griechenland unter die Arme, indem wir es in unsere Projekte zur Mehrwertbeschaffung mit einbeziehen. Athen sollte Geld als Investitionsanlage bekommen, um auf erneuerbare Energien zu setzen. Daran würden vor allem jene Länder – wie Deutschland – verdienen, in der diese Industriesparte blüht. Dann sollte ein Europäisches Programm zur Aufforstung des Landes gestartet werden, um damit die Landwirtschaft wieder auf Vordermann zu bringen. Wieder einmal Gelder, die wir investieren und nicht leihen sollten. Dann sollte eine neue Regelung der EU her, die zuläßt, daß die Griechen ihre eigenen Produkte essen können und nicht gezwungen ist, Tomaten aus den Niederlanden und Kartoffeln aus Deutschland zu importieren. Und desweiteren sollte ein Gesetz verabschiedet werden, das Zypern und weiteren Ländern verbieten, die Zivilmarine Griechenlands mit Steuervergünstigungen so zu locken, daß Athen jährlich auf über 226 Milliarden Euro Einnahme aus der Shipping-Branche verzichten muß.

Aber nein, das tun wir nicht. Laßt die Griechen doch zu uns kriechen! Wir leihen ihnen Geld und wissen, daß sie es niemals zurückbezahlen werden. Danach werden unsere Banken die Kredite abschreiben und werden auch ihre schmutzige Wäsche wieder offiziell clean bekommen, denn Schulden sind eine Last für einen Menschen, aber Reichtum für eine Bank, wie wir alle wissen. Wenn Papandreou Erich und Karamanlis Helmut hießen, würde ich wetten, daß es in Berlin bald eine neue Treuhandanstalt gäbe und eine neue Wiedervereinigung vor der Tür stünde ... Die Kassen der KfW Bankengruppe und der IKB Deutsche Industriebank – die größten Skandale der Geschichte Deutschlands, über die NIEMAND spricht – hätten es dringend nötig ...





Faces & Places von Lukas *Snokksen* Krause

Meine Motive finden sich meist spontan und überraschend – ob in Menschenmassen oder längst vergessenen Gebäuden. Mehr analoge Fotografien gibt's auf www.ausgangs.tk und www.snokksen.de – auch in Farbe.







my bunnies.

Von Harald Lindig

Letzte Nacht
ist das Erdöl geronnen
in den Pipelines.
Was geht mich das an,
ob die Lichter in Las Vegas
ausgehen
oder auch am Tage leuchten.

Möchte Cabrio fahren,
eskortiert von fetten
einarmigen Banditen
auf Harley Davidsons.
Die Brüste der Bunnies,
sollen mir vollständig
die Sicht nehmen.

Ich schmeichle noch,
ahne aber schon
den Jo-Jo-Effekt
um eure Hüften,
wenn ihr euch später
eurer Apfelsinenhäute
schält.

Kichern hör ich.
Die Schadenfreude
der Weiber
untereinander
über jede neue
Krampfadern
an euren Beinen.

College Boys,
waschbrettbäuchig,
transportieren
durch Afghanistan
eine Riesensäule
für Mc Donald's
Richtung Teheran.

Achtung:
Der Genuß von mehr als 200 Litern
Coca Cola am Tag,
kann zum Tode
durch Ertrinken führen!

Hackbraten, Faschierter Braten oder **Falscher Hase** ist ein Braten aus Hackfleisch, der in Varianten in vielen Ländern bekannt ist. Zur Zubereitung wird zuerst Hackfleisch (meist gemischt aus Schweine- und Rindfleisch) mit Paniermehl oder eingeweichten Brötchen und Ei sowie Zwiebeln, Salz und Pfeffer zu einer Masse verarbeitet. Weitere Gewürze können je

geheimnisse.

Von Martin Halotta

Ein Grinsen schneidet triumphierend durch sein bärtiges Gesicht, läßt makellose Zahnreihen aufblitzen. Sie hat nicht getroffen. Jetzt ist er am Zug. Mit der Gelassenheit eines westlichen Expatriates, der in den Bars dieser Stadt sein Königreich findet, erhebt er sich, schiebt seinen Körper an ihrem vorbei, streift wie zufällig einen ihrer Schenkel. Nichts deutet darauf hin, daß es ihr unangenehm ist.

Dann setzt er an, klappt seinen in ein Lacoste-Poloshirt-Imitat gehüllten Oberkörper Zentimeter über das feingrüne Tuch, gibt dem Queue einen Stoß und versenkt eine Ganze in der oberen rechten Tasche. »Nice shot«, ruft ihm einer der bierbäuchigen Gaffer von den umgebenen Tischen zu.

Zufrieden richtet er sich auf, breitet seine Hände aus wie ein betrügerischer Prophet, der zum Gebet aufruft, visiert mich dabei mit dem Holz an. Ich proste ihm mit meinem Glas Tiger Beer zu, nehme einen Schluck, spüle einen Anflug von Herablassung meine Kehle herunter.

Er ist Australier, um die Vierzig, und arbeitet seit einem Jahr in dieser Stadt für einen internationalen Konzern. Irgendetwas Strategisches. Wir kennen uns flüchtig, sind uns an einigen Abenden hier im *Oscar's* begegnet. Letzte Woche hat er mich zu einer Partie Billard herausgefordert. Ich verlor, er gab mir dafür ein Bier aus.

Sie tritt an die Bar, bestellt einen Baileys. Lange, schwarze Strähnen streicheln das Thekenholz, während sie sich zum Barkeeper beugt, mit ihm einen kurzen Plausch beginnt, weil beide aus derselben Provinz stammen. Als sie sich zurückdreht, wischen ihre Augen mit jener Achtlosigkeit an mir vorbei, die schöne Frauen gegenüber durchschnittlichen Männern an den Tag legen. Sich nichts anmerken zu lassen, ist ihre wichtigste Tugend. Sie nippt an dem violettschimmernden Likör, läßt Eiswürfel klingeln und beobachtet die verzerrte Welt durch dickes Glas süßen Geschmacks. Wie ein Windhauch gleitet sie wieder in Richtung des Tisches. Nur eine Prise *Coco Mademoiselle* bleibt in der Luft hängen.

Der Australier richtet seine Konzentration auf die Sieben. Die Mitteltasche soll sie schlucken. »Never«, steche ich dazwischen. Er zieht zurück, hängt ein Lachen in sein Ge-

sicht, tritt an mich heran, vorbei an ihr, und lehnt sich an die Theke: »I'll bet you. I have an eye for opportunities.«

Davon ist er überzeugt und auch, daß niemand sein kleines Geheimnis kennt, vor allem nicht die kleine chinesische Billardspielerin. Doch sie ist nicht naiv, so wie sie jetzt auf der anderen Seite des Tisches steht, eingeknickt in der Hüfte, an einer Zigarette ziehend, mit einer Schattierung Genervtheit im Blick zu uns herüber schauend. Sie ist vielleicht halb so alt wie er, aber nicht dumm. Die Spielregeln hat sie begriffen und ihr ist vollkommen klar, daß sie vom Australier nicht mehr als ein paar ausgelassene Nächte zu erwarten hat, ehe er Ende des Jahres zurück zu seiner Familie nach Sydney muß.

Ein heller Schlag läßt die Sieben über den Filz eilen, am Tascheneinlauf zittert die Kugel zwischen den Ecken, ohne zu fallen. »Damn«, zischt der Aussie.

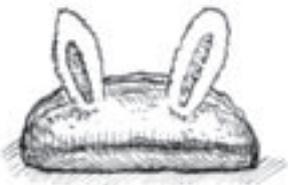
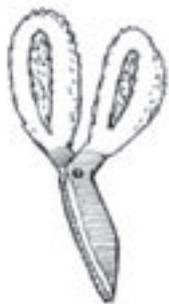
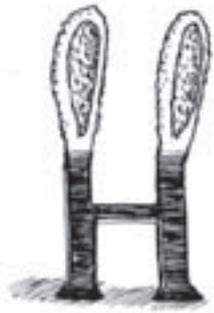
Ich leere mein Glas in einem Zug, stelle es mit einem kräftigen Stoß auf die Theke, so daß der glatzköpfige Franzose hinter mir, der schon seit einer halben Stunde der malaysischen Kellnerin seine Lebensgeschichte erzählt, zusammenzuckt.

Ich fixiere die Billardspielerin, schreite zu der Wandtafel neben dem Tisch, auf der die Spielerliste gekritzelt ist. Aus der Jukebox entweicht ein irisches Folklied, dessen Rhythmus sich wie warme Milch in mir ausbreitet. Ich wische den Australier, der als *daishu*, Känguru, spielt, von der Tafel, trage mich selbst ein: *tu*, Hase, mein Tierkreiszeichen, von dem die Chinesen sagen, er wisse genau, was er will, und ziehe es vor, sich von hinten herum durchzusetzen.

Daishu lacht und hebt ein Whiskeyglas auf mein Wohl. Während ich die Pomeranze einkreide, scheucht die kleine Billardspielerin ihre letzte Halbe in eine Tasche. Dann stellt sie sich vor dem Kopf des Tisches auf, mich im Rücken, setzt an, um die schwarze Acht zu versenken. Ich umfasse das Endstück ihres Spielstocks und korrigiere den Winkel um wenige Grade. Ihr Kopf schwenkt in meine Richtung, Lachfältchen sammeln sich um die Augen, als sie den Queue durchzieht.

nach Rezept hinzukommen, ergänzende Zutaten wie angebratene Speckwürfel oder – als Füllung – geschälte, hartgekochte Eier sind üblich. Die Masse wird zu einem Laib geformt und eventuell in Paniermehl gewendet. Je nach Rezept wird der Hackbraten von allen Seiten angebraten oder auch nicht. Zu Ende gegart wird der Hackbraten entweder auf dem Herd

falsches



sandruschka

rosenbusch.

Von Till Bender

Erwin Rosenbusch war ein Gewinner. Kein »geborener Gewinner«, kein Sonntagskind oder Glückspilz. Auch kein von Ehrgeiz getriebener Karrierist. Und schon gleich gar kein von Triumph zu Triumph eilender Sportsmann.

Rosenbusch war ein Gewinner, weil er sich dem Gewinnen verschrieben hatte. Etwas zu gewinnen, war seine einzige Lebensmaxime, der Maßstab, nach dem er alles bewertete. »Was bringt mir das ein?«, war die erste Frage, die er stellte, wenn das Leben ihm ein Angebot machte. Fand er keine Antwort oder nur eine vage, sentimentale, konnte er keinerlei Interesse für die betreffende Sache aufbringen. Und eine Gelegenheit, die ihm einen Gewinn versprach, nahm er freudig wahr, ganz egal, wie wenig sie ihn – vom Gewinn abgesehen – interessierte.

Viele Leute fanden das erschreckend, schüttelten den Kopf über ihn und wunderten sich, wie man so leben konnte, so ohne jede Leidenschaft und Begeisterung für irgendwas, und übersahen dabei, mit welcher Leidenschaft und Begeisterung Rosenbusch Gewinne machte.

Freundschaften pflegte er, solange sie ihm mehr einbrachten, als sie ihn kosteten. Wenn ihre Pflege mehr kostete als einbrachte, brach er sie ab.

Das machte ihn allgemein nicht gerade beliebt. Rosenbusch kümmerte das nicht. Allgemeine Beliebtheit brachte nichts ein.

Und weil ihm nichts an dem Ruf eines freigiebigen, großzügigen liebenswerten Zeitgenossen lag, wurde er in seinem Gewinnstreben von keinerlei Skrupeln behindert.

Er betrog nicht. Betrug war verboten und konnte teuer werden, aber wer sich von ihm übervorteilen ließ, war in Rosenbuschs Augen entweder selber schuld und hatte die jeweilige Lektion verdient, oder aber weniger am Gewinnen interessiert als er und hatte daher gar keinen Grund zum Klagen, – solche Leute gab es ja auch.

Und sonntags ging Erwin Rosenbusch auf den Flohmarkt.

*was macht die edlen stein und klaren perlen werth?
ihr werth nicht, sondern das, daß man sie so begehrt
(Logau)*

Um sechs Uhr dreißig saß Rosenbusch unausgeschlafen in dem leeren Abteil seines Vorortszuges und wartete, schief in den Sitz gesunken, den Kopf gegen die Fensterscheibe gelehnt, dösend auf die Abfahrt, als sich hinter ihm die Abteiltür öffnete. Schnaufend und atemlos vor sich hin fluchend polterte eine enorm schwere Person herein und ließ sich völlig entkräftet auf den Platz in seinem Rücken fallen. Einen ungestümen Hustenanfall später hörte Rosenbusch, wie der geräuschvolle Mensch eine Telefonnummer wählte. Rosenbusch war drauf und dran, ihn höflich, aber bestimmt darauf aufmerksam zu machen, daß er hier nicht alleine war, konnte sich dann aber doch nicht aufraffen.

»Hallo? Ja, moin. Ich bin's. Hör zu, das ist jetzt unheimlich wichtig: kleine Planänderung. --- Unterwegs zum Markt, aber mit Zug und bin gerade erst eingestiegen... --- Weil mein Automechaniker 'n Verbrecher ist oder 'n Idiot oder beides. --- Ja, nun quatsch nicht, paß auf: hast du den Rechner an? --- Gut, der Mann. Dann google mal »Aus dem Dreihäsenfenster, 1915, Skulptur«. Hast du? Ja. Und dann siehst du auch, von wem das ist?! --- Xakt. Und das Ding wird heute im Stadionpark von jemandem verkauft, der keine Ahnung hat, was er da hat. --- Is jetzt zu kompliziert, erzähle ich dir nachher. Wichtig ist jetzt nur, daß uns das nicht durch die Lappen geht. Ich weiß nicht, wann die kommen oder wo die aufbauen. Ist wahrscheinlich 'ne Frau, Mitte dreißig, blond, schlank, mit Tochter mit bei. --- Ich sag doch, ich erzähl dir das nachher. Also – nur für den Fall, daß die schon da sind: Du gehst jetzt rüber und ... – Mann, dann weck die Gattin. Muß die eben mal weiterfüttern. So. Du gehst jetzt los und guckst, ob die da schon irgendwo im Gange sind. Wenn ich mal schätzen soll, wollen die dafür irgendwas zwischen 20 und 50. Wenn die irgendwie was ahnen sollten, dann verkaufen die das sowieso nicht auf'm Flohmarkt. Also biete denen keine echten Summen. Du gehst meinetwegen bis 100 oder was. --- Ja, wahrscheinlich kommen die sowieso erst später. Ich ... --- Junge du machst mich feddich: weil es gestern NOCH

oder im Backofen, mit oder ohne Zugabe von Flüssigkeit. Der Bratensatz wird oft mit Flüssigkeit wie Wasser oder Brühe gelöst und mit weiteren bindenden Zutaten wie saurer Sahne oder Stärke zu einer Sauce verarbeitet. Serviert wird Hackbraten in Scheiben mit der Sauce und z. B. Salzkartoffeln. Kalt kann er als Aufschnitt verwendet werden.

KEINEN GRUND GAB, dir davon zu erzählen! Also, ich bin in 'ner Stunde da, aber du brauchst ja bloß über die Straße. Alles verstanden? --- Eben. Ich ruf dich an, wenn ich da bin. --- Und, Alter... --- Mach keinen Scheiß.«

Rosenbusch war hellwach. Er zog geräuschlos sein Handy aus der Tasche, vergewisserte sich in Gedanken, daß er es auf einen gräuschlosen Modus eingerichtet hatte, stellte eine Verbindung her, googelte »Aus dem Dreihasenfenster«, 1915, Skulptur«, las den Namen des Künstlers neben der Abbildung der Skulptur und vergaß für eine halbe Minute zu atmen. Eine tanzende Zahl mit allerwenigstens drei Nullen erstand vor seinem inneren Auge. Für die nächsten vier Haltestellen bewegte er keinen Muskel, dann hatte sich das Abteil mit einigen Frühaufstehern gefüllt, so daß er sich unauffällig von seinem Platz stehlen konnte.

Einen Wagen weiter hinten sah er sich die Web-Seite noch einmal an. Es war ungeheuerlich. Die knapp dreißig Zentimeter hohe Skulptur war laut dem beigefügten Auszug einer kulturhistorischen Dissertation entstanden, während sich der Künstler von einem völligen Zusammenbruch erholte, den er nach einem Jahr als Sanitäter im 1. Weltkrieg erlitten hatte. Sie war unübersehbar eine Auseinandersetzung mit dem Dreihasen-Fenster des Paderborner Doms, in dem sich drei im Kreise springende Hasen drei Ohren teilen, wobei Hasen und Ohren so kunstvoll angeordnet sind, daß jedes Tier zwei Ohren hat. Doch wo das Fenster Harmonie und Lebendigkeit verströmt, ist die Skulptur eine einzige Devastation: Sie zeigt den Moment, in dem einer der Hasen aus dem Kreis ausbricht, dabei zwei der Ohren mit sich reißt und die beiden anderen Hasen verstört und verstümmelt zurückläßt.

Ihrem Inhalt und den Umständen ihrer Entstehung entsprechend wirkte sie wie in einem Anfall von Verzweiflung roh und zornig mit einer harten Klinge aus dem Holz herausgerissen. Gegen Ende des 2. Weltkriegs war sie aus einem Museum verschwunden und galt seither als verschollen.

Dem dicken Mann fühlte sich Rosenbusch natürlich in keiner Weise verpflichtet. Er hatte aus dem Augenwinkel einen kurzen Blick auf ihn geworfen, als er an ihm vorbeigegangen war. Er glaubte, ihn flüchtig vom Flohmarkt her zu kennen. Er war entschlossen, das

Stück »Aus dem Dreihasenfenster« an sich zu bringen und damit das – wie man so sagt – Geschäft seines Lebens zu machen. Am Zielbahnhof rannte er zum Geldautomaten, hob so viel wie möglich von seinem Konto ab, schnappte sich ein Taxi und stand wenige Minuten später auf dem Gelände des Stadionparks, wo schon geschäftiger Betrieb herrschte.

In den folgenden zwei Stunden drehte Rosenbusch Runde um Runde, hielt Ausschau nach einer schlanken, blonden Frau mit oder ohne Tochter und stöberte auf und unter Tischen und in Pappkartons und Kisten nach der Skulptur, die, als nur mäßig dekorativer Zimmerschmuck verkannt, durchaus irgendwo halb hinter einer Schiffssteuerrad-Imitation mit Barometer verborgen sein oder platzsparend an einer Blumenampel baumeln konnte.

Rosenbusch schüttelte sich.

Dreimal begegnete er dem dicken Mann, der keine Notiz von ihm nahm und sich verbissen auf die Auslagen der Stände konzentrierte. Rosenbusch verhielt sich möglichst unauffällig. Bei jeder Begegnung atmete er auf, bedeutete sie doch, daß der Dicke und sein Kompaß ebenfalls noch nicht fündig geworden waren.

Um kurz nach halb zehn, mittlerweile schoben sich Massen von Besuchern zwischen den Ständen hindurch, beugte sich Rosenbusch zum zweiten Mal über einen Tisch, auf dem ein paar in Leder gebundene Gedichtanthologien, einiges recht hübsches Porzellan und ein obskures schmiedeeisernes Instrument, möglicherweise ein Küchengerät, von einem Mann Anfang vierzig lustlos angeboten wurden, als der plötzlich an ihm vorbei in vorwurfsvollem Ton sagte: »Na, seid ihr auch schon da?!«

Rosenbusch drehte sich um, und stand einer blonden Frau und einem jungen Mädchen gegenüber. Beide hatten je eine große Tasche über die Schulter gehängt, und zwischen sich trugen sie einen zusammenklappbaren Plastikkorb, darin eine Vielzahl von Bilderrahmen, eine Kabeltrommel, eine schwarze Notebook-Tasche und ein in ein Badehandtuch eingeschlagenes Etwas. Wo das Tuch etwas verrutscht war, schauten Läufe, Bauch und Kopf eines hölzernen Hasen heraus.

Rosenbusch erlebte die Szene, als hätte jemand ihr die Tonspur genommen. Er sah die Frau und das Mäd-

» **Falscher Hase mit Zwiebelsauce, Mangold und Püree:** Zutaten für 4 Personen: 6 Eier, 2 Brötchen (altbacken), 5 mittelgroße Zwiebeln, 800g Gehacktes (gemischt), Salz und Pfeffer, 2 Zweige Thymian, 4 EL Olivenöl, 2 TL Tomatenmark, 400 ml Rinderbrühe, 2 TL Speisestärke, 750g Mangold, 2 EL Butter, 3 Zehen Knoblauch, 4 EL Crème fraîche, 2 EL Balsamico,

chen hinter den Tisch treten, etwas zu dem Mann sagen, den Inhalt der Taschen und des Korbes auf dem Tisch anordnen.

»Interessiert sie irgendwas?«, hatte der Mann eben gefragt.

Rosenbusch wachte auf.

»Bitte? Ja. Ich weiß nicht. Das ist hübsch.« Er deutete auf »Aus dem Dreihafenfenster« und sah das Mädchen an. »Hast du das selbst gebastelt?« Sein Mund fühlte sich an wie aus Schuhleder.

»Nee, das haben wir aus einer Haushaltsauflösung.«

»Ah! – kaufen und verkaufen. Ihr seid Geschäftsleute.« Rosenbusch lächelte und zwinkerte dem Mädchen zu.

»Ganz junges Unternehmen«, mischte sich die Mutter fröhlich ein. »Wenn Sie uns das erste, schwere Jahr überstehen helfen wollen ...?«

Rosenbusch räusperte sich und fragte heiser: »Was wollen Sie denn dafür haben?«

»Was würden Sie denn dafür ausgeben?«

Rosenbusch holte tief Luft.

»Vierzig«, sagte eine Stimme neben ihm.

Rosenbusch merkte, wie sein linkes Bein plötzlich unkontrolliert zu zucken begann. Das mußte der andere sein. Da war die Katastrophe.

»Fünfzig«, sagte Rosenbusch in der schwachen Hoffnung, einen Zufallsmitinteressenten neben sich zu haben.

»Wow«, freute sich die Frau, »dann gehört das Ding Ihnen.«

»Ich lege noch einen Zehner drauf«, kam unsicher von dem anderen.

»Hey«, sagte der Mann, »ich hatte neulich schon so ein Gefühl. Daß wir diesem anderen Typ damit irgendwie was Großes vor der Nase weggeschnappt haben. Du weißt schon ... – diesem kräftigen.«

Verdammtverdammtdamnt, Schadensbegrenzung! Initiative! Rückweg abschneiden!, schrillte es in Rosenbuschs Kopf.

»Augenblick!«, sagte er zu allen Anwesenden. »Den Zehner halte ich erst mal. Erlauben Sie, daß ich mich mit dem Kollegen kurz einige. Packen Sie das schöne Stück doch bitte schon mal – ähmmm – hier in diese

Tasche, die nehmen wir auch mit!« Er legte einen Zehn-Euro-Schein auf den Tisch, griff sich die Notebook-Tasche und hielt sie der Frau geöffnet hin. Die sah ihren Mann fragend an, der zuckte mit den Schultern, nickte halbherzig zustimmend, und damit verschwand die Skulptur in der Tasche.

Rosenbusch nahm seinen Konkurrenten mit einem knappen »Kommen Sie« beim Arm, drehte sich mit ihm vom Stand ab und zischte ihm zu: »Wir stehen hier kurz vor einem Riesendebakel. Wir wissen beide, was das ist. Mit etwas Glück wissen die es noch nicht. NOCH nicht. Aber wenn wir noch EIN weiteres Gebot machen, kauft hier keiner von uns irgendwas. Wir kommen hier nur als Partner weiter.«

Der andere Mann schluckte. »Ich muß telefonieren.«

»Ich weiß. Telefonieren Sie.«

Rosenbusch wandte sich wieder den Leuten am Stand zu. »Wir sind gleich soweit.«

Rosenbusch atmete durch. Wenn er ab jetzt keine groben Fehler machte, würde er sich einen später durch Zeugen belegbaren fünfzigprozentigen Anteil an »Aus dem Dreihafenfenster« sichern können – immer noch das Geschäft seines Lebens.

Viel zu besprechen gab es nicht, aber die Verbindung war nicht gut. Das Gespräch dauerte knapp zwei Minuten.

Der Mann im Trainingsanzug war schnell. Rosenbusch erinnerte sich später nur an eine Hand, die die Notebook-Tasche vom Tisch riß, und daran, daß er eine Ewigkeit lang einem Phantom im Trainingsanzug durch eine Menschenmenge hindurch nachgestolpert war. Irgendwann fiel er mit dem Gesicht in den Staub.

Er ging nicht zu dem Stand zurück, er ging nach Hause. Den Stadionpark betrat er nie wieder, und er recherchierte nie nach der Skulptur.

Noch Jahre später ersann er neue Szenarien, die alle diese Ereignisse schlüssig erklärten und ihm die Annahme nahelegten, daß er sich glücklich schätzen könne, an jenem Morgen nur zehn Euro verloren zu haben.

1 kg Kartoffeln (mehlig), Milch, Muskat. Zubereitung: 4 Eier hart kochen, schälen. Semmeln in lauwarmem Wasser einweichen. Zwiebeln schälen, eine Zwiebel fein hacken, die restlichen in feine Ringe schneiden. Gehacktes mit ausgedrückten Semmeln, restlichen 2 Eiern, gehackten Zwiebeln, Salz, Pfeffer und der Hälfte der Thymianblättchen verkneten. Die Hälfte

der schauspieler.

Von Steve Kußin

Der Schauspieler geht immer mit guten Vorsätzen ins Bett, doch er steht nie mit ihnen auf. Das weiß er, auch wenn er anderes vorspielt: Er ist ein Schauspieler, das macht er eben so.

Und selten hat er eine Partnerin, meistens fragt er sich, wieso, später dann: Wieso immer noch? Das begreift er nicht, wahrscheinlich, vermutet er, liegt es an seinem Spiel: Denn er ist Schauspieler, das kann er halt am besten.

Häufig steht er früher auf als seine Partnerin, dann kann er das Frühstück machen und vielleicht noch schnell abwaschen oder frische Brötchen vom Bäcker holen. Dann weckt er sie ganz sanft, mit Musik manchmal oder mit Kaffeegeruch, den er ihr ins Gesicht pustet. Er weiß, daß er das aus der Werbung geklaut hat, und weiß, daß sie ihn längst bemerkt hat, längst, bevor er ans Bett getreten ist und ihr den Kaffee ins Gesicht blies. Aber sie tut dennoch so, als erwache sie erst jetzt und durch den herrlichen Duft des Kaffees: Doch *sie* ist *keine* Schauspielerin, sie macht das und weiß, daß es ein Spiel ist, von dem beide wissen.

Wenn sie aus dem Haus ist, wartet er noch eine Viertelstunde ab, ob sie nicht gleich wieder zurückkommt, weil sie vielleicht ein Buch oder ihren USB-Stick vergessen hat. Manchmal blättert er dabei in einem Buch oder hört bei irgendwelchen Radionachrichten weg. Dann fährt er den Rechner hoch, will nur mal eben seine E-Mails abrufen, vielleicht ein paar beantworten, wenn etwas Wichtiges dabei ist. Zwei Stunden vergehen. Irgendein Pop-up-Fenster hat ihm Lust auf pornhub.com oder kino.to gemacht, also wickst er oder schaut sich einen Film an, meistens erst das erste und dann zur Entspannung das zweite. Dazwischen lüftet er, man

kann nie wissen. Die Jalousien bleiben dann zu, es ist komisch, wenn man die Jalousien tagsüber für 20 Minuten runterläßt, was sollen da die Leute auf der anderen Straßenseite denken?

Er duscht sich oder verwendet zumindest einen Achselspray. Dann spielt er Computer, Ego-Shooter, aber online, mit anderen, er ist schließlich kein Nerd. Er braucht das, echte soziale Kontakte, und außerdem trainiert er dabei gleich sein Englisch.

Er überlegt sich ein paar Alibisachen, die er seiner Partnerin später zur Antwort geben will. Er erledigt auch noch ein paar offensichtliche Dinge, wäscht ab oder kauft ein oder saugt durch. Er versucht, beschäftigt oder nicht zu Hause zu sein, wenn sie zurückkommt – er hatte ja so viel zu tun, hauptsächlich Organisatorisches, wie doch die Zeit vergeht, viel zu viel zu tun und viel zu wenig Zeit und dann hatte er auch noch einem Kumpel helfen müssen, ziemlich kurzfristig das Ganze und den gesamten Tagesplan verwerfend. Er könne eigentlich nicht genau sagen, was er den ganzen Tag über gemacht hat, irgendwie alles, aber alles nur ein bißchen, und – das sagt er ihr aber nicht – eigentlich nichts.

Sie kommt nach Hause. Er antwortet, während er das Essen für beide macht. Sie sagt, wie lieb er sei. Er schlägt vor, zum Ausklang des Tages einen Film zu schauen, mal abschalten, wie sie es jeden Abend machen. Sie wird irgendwann müde, geht schon mal ins Bett vor, er will noch ein paar Orga-Mails schreiben oder für die Hausarbeit recherchieren, will gleich nachkommen, schaut noch zwei Stunden fern. Dann geht er ins Bett und sagt sich, daß morgen alles anders wird.

Er ist Schauspieler, er sagt so etwas eben.

der faschierten Masse zu einem Oval auslegen, gekochte Eier darauf legen und mit dem restlichen Faschierten abdecken und den Braten zu einem ovalen Laib formen. Zwiebelringe in einer Pfanne mit Öl dünsten. Tomatenmark und Suppe unterrühren. Den Braten in die Pfanne geben und im vorgeheizten Rohr bei 200°C 45 Minuten garen. Danach Gehacktes

Endlich aber seid allesamt
gleichgesinnt, mitleidig, brüder-
lich, barmherzig, freundlich.
(Petrus, 1, Kap. 3, Vers 8)

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEft für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEft verschenken, und zwar an:

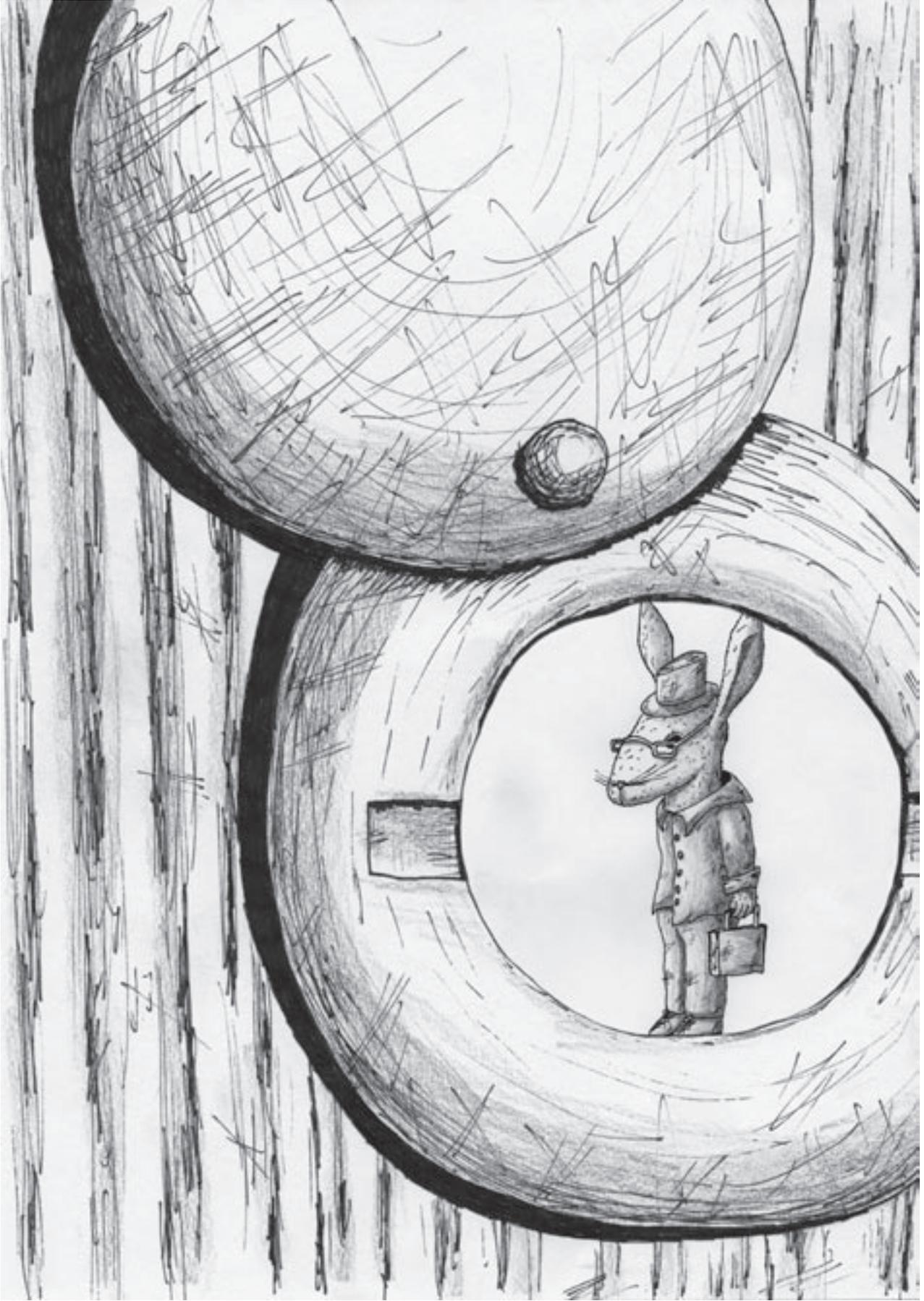
Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN
hEft für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt



so weiß wie die nacht.

Von Sandra Valeska Steinert

Mutter saß am Abendbrottisch und meinte, sie habe einen Vogel gesehen.

Wir haben lange gebraucht, um ihr das auszureden. Mit glühenden Wangen redete sie immer wieder vor sich hin: »Ein Vogel, ein weißer Vogel«, und wir nahmen sie irgendwann in den Arm und trösteten sie.

Es kam oft vor, daß Mutter fantasierte und Dinge sah, die es nicht geben konnte.

Vater meinte, es liege an der seltenen Sonne und an der Dunkelheit, die einen traurig machte.

Doch trotz meiner jungen, naiven Art wußte ich, daß es das allein nicht war.

Mutter kam jedes Mal sehr spät nach Hause, wenn Vater schon das Brot angeschnitten hatte.

Einmal fragte ich sie, warum sie immer so spät komme.

»Ich räume auf«, hatte sie gesagt, »was andere zerschmettert haben.« Und traurig, kaum hörbar, fügte sie hinzu: »Wir leben in einer dunklen Welt.«

Mutter und Vater sprachen oft von guten, alten Zeiten. Sie beschrieben sie mit warmen, nicht enden wollenden Sommertagen voller Blumenwiesen und zwitschernden Vögeln.

Das alles erschien mir fremd.

Außer in alten Büchern von Mutters Schulzeit hatte ich in meinem Leben noch nie etwas davon gesehen.

Jedes Mal, wenn Mutter wieder davon zu erzählen begann, kam es mir vor wie ein Märchen.

Und während sie immer wieder davon zu erzählen begann, wurden ihr Gesicht und ihre Augen immer heller und die Nacht um uns immer schwärzer.

Manchmal träumte ich nachts auch von so einem weißen Vogel.

Einem Vogel, so weiß wie die Nacht...

.....

in Alufolie wickeln, ruhen lassen. Speisestärke mit Wasser anrühren, die Sauce damit binden. Mit Salz und Pfeffer würzen. Mangold waschen und an den Enden abschneiden. Die Blätter großzügig von den Stengeln schneiden. Die Stengel in 1cm breite Streifen schneiden. Butter in einer Pfanne erhitzen, die Stängelstreifen zufügen und ca. 8 Minuten dünsten.

vom falschen häschen.

Von Julia Neuendorf

eine sehr süße
und besonders freundliche
person zu sein
versuchst du bloß
mit netter art
und lieber stimme

zu süß zu freundlich
zu nett zu lieb
daß ich mal vor langeweile
und mal vor schmerzen
auf deine falschheit
eindreschen will

und wissen möchte ich
war es langeweile
oder waren es schmerzen
die dich veranlaßt
daß du dein inneres schwein
in den falschen begriff gehackt

Gepressten Knoblauch und Blätter untermischen, salzen und pfeffern. Crème fraîche und Essig zufügen. Für das Püree die Kartoffeln schälen, in Stücke schneiden, salzen und weich kochen. abseihen und abkühlen lassen. Milch, Butter und Muskatnuß zufügen. Mit Kartoffelstampfer flaumig schlagen. Alles auf Tellern anrichten und servieren.

hase oder erlöser.

Wie ein unerschrockener Pfarrer das Osterfest rettete.
Von Ralf Rudolffy

Der neunzehnte April war ein guter Tag für Monsignore Wilfried Schumacher. Endlich wurde ein Zeichen gesetzt gegen den überall um sich greifenden Werteverfall, und ihm, dem Stadtdechanten und Pfarrer der Bonner Kirchengemeinde Sankt Martin, ist das zu verdanken.

Gott, was ist nur aus der Welt geworden, so denkt er oft. Ehen dürfen geschieden werden, Kinder unge-tauft bleiben, Frauen tragen Hosen, sonntags sind Bäckerläden geöffnet, es wird für Kondome und somit für Unzucht geworben, und diese Atheisten werden auch immer frecher. Nicht mal Homosexuelle dürfen noch diskriminiert werden, obwohl dies doch eine Behinderung der Ausübung des rechten Glaubens bedeutet, wie kürzlich Erzbischof Silvano Tomasi, der Vertreter des Heiligen Stuhls bei den Vereinten Nationen, gewarnt hat: »Wenn Gläubige ihre moralischen Bedenken äußern, werden sie stigmatisiert, verteu-felt und verfolgt.« Schlimm! Ja, und wenn man gar ein Kind züchtigt – aus Liebe, versteht sich –, dann schreit gleich alles nach dem Staatsanwalt, und nicht mal mehr vor dem ehrwürdigen Bischofsamt macht der Zeitgeist da halt.

Da paßt es, denkt Schumacher, nur zu gut in den finsternen Plan zur Entchristlichung der Gesellschaft, daß manche sogar den besonderen Schutz des Kar-freitags, des Todestages unseres Erlösers, abschaffen wollen, und sich stattdessen dem Tanzvergnügen hin-geben möchten. Und selbst, wenn sie es an Orten tun, die der Gläubige eh nicht aufsucht, ist einerlei, der Tag ist selbstverständlich auch dann entweiht, wenn er nur weiß, daß andere sich vergnügen. Haben die etwa vergessen, warum sie an diesem Tag frei haben? Da kann man doch wohl erwarten, daß sie sich einem christlichen Feiertag angemessen verhalten! Sollen sie doch arbeiten gehen, wenn ihnen das nicht paßt.

Zum Glück aber gibt es noch aufrechte Menschen wie Wilfried Schumacher, die sich nicht alles gefallen lassen. So scheiterte letztendlich der teuflische Plan

der Thalia-Buchhandlung, die christliche Leitkultur zu untergraben und das Hochfest der Christenheit zu kommerzialisieren und zu trivialisieren. Was hatten die sich um des schnöden Mammons willen ausge-dacht? »Hasenfest«! Ja, genau, Ostern haben sie in ih-rer Werbung »*Hasenfest*« genannt, das muß man sich mal vorstellen! Dabei weiß doch jeder, daß es keinen Osterhasen gibt – Jesus aber, der starb für uns den Kreuzestod und war auferstanden am dritten Tage, mit seinem Tod erlöste er vor Gott die Menschheit, er überwand den Tod und gab uns Menschen Hoffnung auf die Wiederauferstehung am jüngsten Tag, es war ein Sieg des Lebens über den Tod und die Verheißung auf ein ewiges Leben. Genau! Das kann schließlich je-der in der Heiligen Schrift nachlesen. Unverständlich, wie man angesichts dessen primitiven, heidnischen Vorstellungen von erwachender Natur, von hoppeln-den Hasen und bunten Eiern mehr abgewinnen kann als den Geheimnissen des wahren Glaubens, und, noch schlimmer, damit – typisch Spaßgesellschaft! – auch noch Kinder anlockt!

Trotzdem kommen immer wieder solche Spaßvö-gel, die dem Mann Gottes vorhalten, Ostern selbst sei doch ein ursprünglich erzheidnisches Fest, und auch dessen Name leite sich von der germanischen Göttin Ostara ab. Da kennen diese Schlaumeier aber Monsi-gnore Schumacher schlecht, der nicht Bonner Stadt-dechant geworden wäre, wenn er sich durch solch tö-richtes Geschwätz beirren ließe. Denn schließlich war doch die Umwidmung heidnischer Gebräuche nichts anderes als ein nett gemeintes Angebot, ein Entge-genkommen, die es den Ungläubigen leichter machen sollte, sich zum einzig wahren Glauben zu bekennen. Aber so wird es einem gedankt.

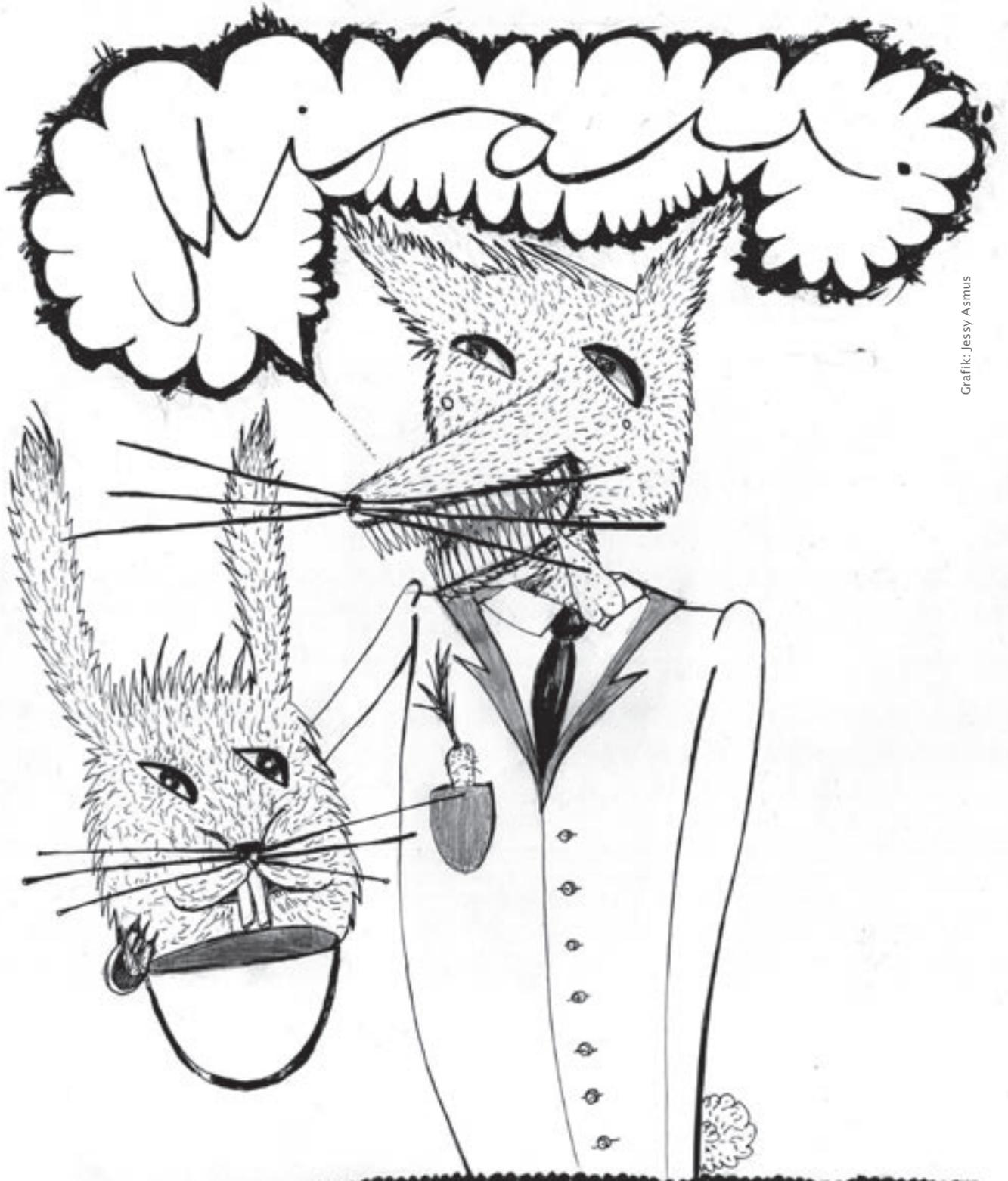
Nein, diesen neuen Streich des gottlosen Zeitgei-stes konnte Stadtdechant Schumacher nicht hinneh-men, diesmal waren sie zu weit gegangen, nun mußte er handeln. In seinem Gemeindebrief zum Protest und zum Boykott der Thalia-Buchhandelkette aufzurufen,

• • • • •
» **Französisches Fleischbrot:** Zutaten für 3 Personen: 250g Gehacktes, 200g Kartoffeln, 100g magerer Schinken, 2 Eigelb, 2 Scheiben Toastbrot, Salz, Pfeffer, 1 TL Curry, 1 kleine Zwiebel, etwas Milch. Zubereitung: Die Kartoffeln kochen und durch die Presse drücken. Den Lachsschinken und die Zwiebeln ganz fein würfeln. Den Toast in etwas Milch einweichen. Hackfleisch,

war das Mindeste. Schön vor allem, daß auch sein evangelischer Amtskollege Eckart Wüster die Tragweite dieses perfiden Anschlags auf unser aller Tradition erkannt hat und sich dem Protest anschloß. Es dauerte auch gar nicht lange, da berichtete auch die Presse darüber, so daß der Firma gar nichts anderes übrig blieb, als ihre Werbekampagne schleunigst zu ändern. Man habe die Bedeutung der Kampagne nicht gesehen, so heißt es nun voller Zerknirschung aus der Firmenzentrale, man habe nie beabsichtigt, Christen in ihren Empfindungen zu verletzen. Ja, und als sich dann die Thalia-Geschäftsführerin Agnes Wieland persönlich bei Pfarrer Schumacher entschuldigt, da weiß er: noch ist nicht alles verloren. David gegen Goliath, haha! Der Herr ist mit denen, die unerschrocken Zeugnis von ihm ablegen. Nun kann Wilfried Schumacher getrost im Bewußtsein, sein Möglichstes zur Verteidigung des Glaubens und der christlichen Kultur getan zu haben, das Osterfest begehen.

Hochzufrieden geht er zurück in seine Pfarrei, kehrt aber auf dem Weg noch in sein Lieblingslokal ein – doch halt, was muß er sehen, was hat der Wirt für Karfreitag auf seiner Tageskarte stehen, Falscher Hase? Ein Fleischgericht an dem Tag, als Jesu Blut für uns vergossen wurde, und an dem gefastet werden muß? Respektlos! Na warte, dem Kerl wird er aber ordentlich was husten.

Kartoffeln, eingeweichtes und ausgedrücktes Brot, Zwiebeln, Schinken und Eigelb miteinander vermengen und mit Salz, Pfeffer und Curry abschmecken. Ordentlich durchkneten, einen Hackbraten formen, diesen in eine Auflaufform legen und bei 200° Umluft 80-90 Minuten backen. Dazu Kartoffeln oder Baguette, Knoblauchdip und gebratene Champignons reichen.



Grafik: Jessy Asmus

EINE KATZE, DIE SICH ALS HASE VERKLEIDET HAT, DER SICH ALS FUCHS VERKLEIDET HAT,
DER SICH ALS HASE VERKLEIDET HAT.....

falscher hase.

Von Katja Nohr

bleibt nichts lebendig
plötzlich kommt der Tod
von Wiesen die blühen ausgemistet

war Stall für Stall mietfrei
für jeden Einzelnen
dann herein mit dem Gras

dem Heuschaber und Löwenzahn
und abends erwacht der Plan
zum Stechen im Morgengrauen

falscher Hasen Schlachtung
Zucken Blut
das Messer schneidet

Fell über die Ohren
noch bleibt er warm
der Geruch des kurzen Lebens

» **Falscher Hase mit Fenchel:** Zutaten für 4 Personen: 2 Brötchen (altbacken), 100g Zwiebeln, 500g Hackfleisch (gemischt), 2 Eier, 1 TL Salz, 1/2 TL Pfeffer, 2 TL Fenchelsamen, 1 EL Butter, Fenchelgrün, Kerbel, Petersilie. Zubereitung: Brötchen in warmem Wasser einweichen und dann gut ausdrücken. Die Zwiebeln schälen, fein würfeln und zusammen mit

der blick aus dem fenster.

Von Johannes Diethart

»Die Phantasie ist der einzige bewohnbare Platz auf der Welt, an dem ich es noch aushalt«, sagt der Franz, wie er im Rollstuhl sitzt und gebannt ins Narrenkastl schaut. In eine ferne Ferne.

Rollstuhlidylle.

»Das ist nur deine Krankheit, Franz. Sei froh, daß du da daheim bist bei mir und bei deinem guten Paperl sitzen kannst. Nach 35 Jahren als Hackler. Und daß d' überhaupt noch lebst nach der grauslichen Schufferei in der VOEST.

Sei doch froh, daß du jetzt den ganzen Tag aus dem Fenster schauen kannst. Du willst ja bestimmt nicht wieder ins Heim, gell?«

»Nein, Mama. – Weißt du, daß in der Hölle alle gleich sind?«

»Wie meinst du denn das, Franz? Schön langsam fürcht ich mich, wenn du so redst. Soll ich den Doktor holen – oder den Herrn Pfarrer?«

»Nein, Mama. Die können mir auch nicht mehr helfen! Und der Pfarrer am allerwenigsten. Ich weiß ja schon längst, daß ich verdammt bin in alle Ewigkeit. Aber die Hölle ist zum Glück der einzige Ort, an dem die Demokratie zu 100 % umgesetzt ist. Da steht jeder bis zum Hals im Dreck. Ohne Ansehen der Person. Keine Bevorzugungen, keine Seilschaften. Sogar Nero, Hitler und Stalin müssen kuschen. Ist das nicht schön?« –

»Sag nicht so grausliche Sachen, Franz! – Schau doch noch ein bißl aus dem Fenster! Die Sonn scheint doch so schön an diesem Frühlingstag. Schau dir die nur fröhlichen Menschen an da unten auf der Gasen. Auch ein paar schöne Fran sind dabei. Die Kinder sind ganz aus dem Häus! Alle freuen sich. Die Hunde sowieso.«

»Ja, Mama, ich freu mich ja auch, wenn ich eine schöne Frau seh. Wenigstens aus der Ferne. Und du hast mir seinerzeit den Himmel auf Erden versprochen. Und jetzt? Ich glaub, ich bin schon langsam in der Vorhölle angekommen. Weil du nix mehr von mir

wissen willst. Nur der schmale Blick in den Himmel kann mich noch retten. Wenn's wahr is!«

»Furchtbar, dein Gefühlsgewusel, Franz. Die müssen ja Gehirnwäsche mit dir betrieben haben in der Anstalt, so wie du jetzt beisammen bist. Oder kommt das von den grauslichen Horrorfilmen, die du dir immer anschaut im Fernsehen in der Nacht, wenn du nicht schlafen kannst?« –

»Schlickerschlacke, Hobelbank, unser Frosch ist grippekrank.«

»Ja, sing nur, Franz, und dann kannst wieder auf Reisen gehn in deiner Phantasie.«

»Wohin soll's denn diesmal gehn, Mama? Fahrst wieder mit?«

»Wir könnten nach Maria Tschelatterdorf oder nach Oberrotzenbrunn fahren.«

»Du bist richtig witzig, Mama. Aber nur in deiner Begleitung. Aber das Weihwasser brauch ich diesmal nicht mehr trinken, gell?«

»Nein, Franz, diesmal nicht. Da kriegst du besser einen von der Wachauer Marille.«

»Von einer Marille aus Spitz an der Donau? Vom Donabaum aus dem Spitzer Grabn?«

»Ja, Franz.«

»Da, schau, Mama. Die Sonne geht unter. Mach noch einmal das Fenster auf. Ich möcht noch die letzten Strahlen genießen. Aber bevor die bösen Gedanken wieder hereinkommen, muß du das Fenster zu machen, Mama.«

»Ja, Franz. Morgen is auch noch ein Tag. Keine Angst, ich werd das Fenster aber nicht zunageln. Damit du morgen wieder hinausschaun kannst in die Welt und dich freuen kannst an den kleinen Dingen. Weißt du noch, wie einmal ein Schmetterling beim Fenster hereingeflogen ist und sich auf deine Hand gesetzt hat?«

»Ja, Mama. Das war ein wunderschönes Tagpfauenauge. Deswegen ist ja das Fenster mein Blick ins Paradies.«

dem ausgedrückten Brötchen, dem Hackfleisch, den Eiern und den Würzzutaten in eine Schüssel geben. Alles zu einem glatten Teig kneten. Eine kleine Kastenform oder eine längliche Auflaufform mit Butter ausstreichen, den Fleischteig einfüllen und glattstreichen. Den Backofen auf 200°C vorheizen und den Hackbraten auf mittlerer Schiene etwa 50 Minuten

* * *

Was er nach der Schule hat werden wollen, bevor er – nach schnell vergangenen Jahren und der unmenschlichen Schufterei im Stahlwerk – vom Schicksal in den Rollstuhl hineingehoben worden ist? Koch – in der Not der Nachkriegszeit mit den leeren Töpfen – der verständliche Blick in das Land mit den vollen Schüsseln, in dem auf ewig Milch und Honig fließen.

Nur nichts Technisches, hat er immer gesagt: Das nagelt mich fest, hobelt mich ab, schmilzt mich um, läßt mich als Geisteskrüppel zurück. In einer fröstoffaden Gesellschaft.

Ich brauch was Handfestes, hat er immer gesagt.

So ist er nicht Koch geworden. Eigentlich schad. Vielleicht hätte er die Nouvelle Cuisine verhindern können.

Auch Faserschmeichler oder Türsteher hat er nicht werden wollen. Für einen, der von ehrlicher Arbeit leben will, eine gesunde Einstellung.

Aber noch eines wollte er damals ums Verrecken nicht werden: Schwammdrücker. Obwohl 's den zu seiner Zeit gar nicht mehr gegeben hat. Seine Großmutter hat es ihm erzählt. Hinter vorgehaltener Hand. Die hat es wieder von ihrer Großmutter, der alten Winklerin. Die hat vor Menschengedenken als Kuchelmensch im hochherrschaftlichen Schloß in Hautzenbichl bei Knittelfeld gedient.

Der Schwammdrücker war der Page, der bei einer bei Tisch sitzenden Dame den Urin (»'s Gsoachat« sagen die Einheimischen) mit einem großen Schwamm aufgefangen hat, damit diese zu einem bestimmten Behufe nicht extra hätt aufstehn müssen ...

Hat er vielleicht nicht doch etwas versäumt auf dieser angeblich schönsten aller Welten?

Der Blick aus dem Fenster zeigt ihm, was ihm vom und fürs Leben geblieben ist.

Ein Rest Leben, das sich heimlich zu ihm hereinstiehlt. Und ihn mit Stoff für seine Phantasie versorgt:

»Die Phantasie ist der einzige bewohnbare Platz auf der Welt, an dem ich es noch aushalt«, sagt der Franz, wie er im Rollstuhl sitzt und gebannt ins Narrenkastl schaut. In eine ferne Ferne.

Rollstuhlidylle.

»Ich tät gern zur Olympiade nach Peking fahren, Mama.«

»Ja, Franz. Das nächste Mal vielleicht ...«

»Ich freu mich schon, Mama.«

»Is gut, Franz. Schau jetzt wieder aus dem Fenster. Bevor es finster wird. Zur Sicherheit mach ich dir noch einen Wickel.«

»Ja, Mama. Jetzt kannst du das Fenster wieder zumachen.«

»Ja, Franz.«

backen. Mit einem Holzstäbchen die Garprobe machen und evtl. einige Minuten nachgaren. Den falschen Hasen in der Form abkühlen lassen, dann auf eine Platte stürzen und in Scheiben schneiden. Mit feingeschnittenem Fenchelgrün, Korb- und Petersilie bestreuen.

Das nächste hEft erscheint am 4. Oktober.

- » Offene Redaktion: 3. August, Weinstein Le Bar
- » hEft-relieft am 30. September
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 24. August
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Armer Ritter

hEft sucht

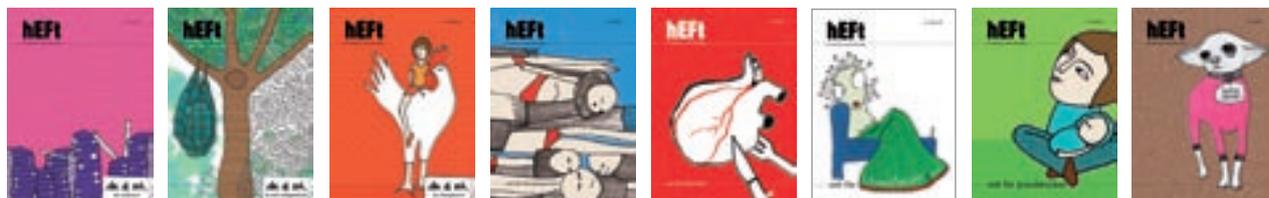
Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Armer Ritter«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEft zum Mitnehmen

» **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Esperanto, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Essbar, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschschlucher, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, re4-hostel, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang
» **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** art der stadt, KommPottPora » **Greiz** Alte Papierfabrik » **Ilmenau** TU-Campus

hEfte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» JESSY ASMUS, Jg. 1987, wohnt in Erfurt und studiert in Weimar Visuelle Kommunikation, dieschwarzegans.wordpress.com » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » JOHANNES DIETHART, Jg. 1942, Leiter des Verlages Österreichisches Literaturforum, zuletzt erschien sein Aphorismenbändchen Vergiß mein braves Gesicht! Aphorismen ohne Beißhemmung, lebt in Wösendorf in der Wachau und in Wien » PAOLO FUSI, 51, Römer » MARTIN HALOTTA, geb. 1978 in Katowice/Polen, studierte Sozialwissenschaft in Bochum, Chinesisch in Shanghai, Mitglied verschiedener Literaturgruppen in Mülheim, Bochum und Düsseldorf/Köln, lebt jetzt in Düsseldorf » REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt » LUKAS KRAUSE, 22, Mediengestalter und urban explorer, www.snokksen.de » MAXI KRETZSCHMAR, Kunstvermittlerin Erfurt, Weimar und Leipzig » STEVE KUSSIN, Jg. 1984, studiert Soziologie und Angewandte Ethik in Jena » CARSTEN LINCKE, Jg. 1987, Student der Kunst und Philosophie Uni Erfurt, <http://hibuman.magix.net/public> » HARALD LINDIG, Autor, lebt in Manebach » M. MÜLLER, frühere Besetzer_in des ehemaligen Topf & Söhne-Geländes, heute bei der Kampagne Hände hoch – Haus her! Für ein selbstverwaltetes Zentrum in Erfurt! » PAUL-RUBEN MUNDTHAL, einer von wenigen Mecklenburgern in Erfurt, fotografiert und studiert an der Bauhaus-Uni Weimar Medienkunst, www.ausgangs.tk » JULIA NEUENDORF, Jg. 1983, liebt und studiert Schiller, lebt und schreibt in Berlin und Italien » KATJA NOHR, Jg. 1973, Studium der Germanistischen Literaturwissenschaften, Philosophie und Kunstgeschichte in Erfurt und Jena, lebt als freie Schriftstellerin in Berlin » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » JULIA REINARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt » RALF RUDOLFFY, Weingeist und Küchenschwabe » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » JOHANNA SCHUHMACHER, Jg. 40, Erfurt » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf » SANDRUSCHKA (Sandra Uhlitzsch), lebt und arbeitet in Weimar, sandruschka.blogspot.com » SANDRA VALESKA STEINERT, 16 Jahre alt, Schülerin aus Erfurt » JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten, der Musik und der Lyrik gleichermaßen » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de

.....

.....winklesin.de.....